

Sprache macht mobil



Best of

6. Landschreiber-Wettbewerb „Sprache und Mobilität“



Klaus Siewert

hat den Landschreiber-Wettbewerb 2012 erfunden. Der mit dem Wettbewerb verbundene Preis ist erstmals 2013 auf der Buchmesse in Leipzig verliehen worden. Der Herausgeber des Bandes ist 1954 in Minden / Westfalen geboren worden. Nach dem Studium der Germanistik, Geschichte, Philosophie und Pädagogik Lehrer am Gymnasium, später Universitätsdozent. 1984 Promotion zum Dr. phil., 1998 Habilitation, Lehrbefugnis Deutsche Philologie / Deutsche Sprachwissenschaft. Professuren an den Universitäten Darmstadt und Paderborn. Autor von Büchern zur deutschen Sprache und ihrer Geschichte, zu Geheimsprachen und Sondersprachen. Gesamtvorstandsmitglied in der Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS) und Vorsitzender der Internationalen Gesellschaft für Sondersprachenforschung (IGS).

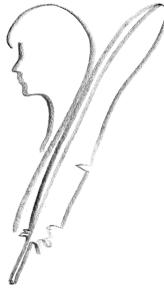
Sprache macht mobil!



Texte der Gewinnerinnen und Gewinner
des 6. Landschreiber-Literaturpreises
„Sprache und Mobilität“

Herausgegeben von Klaus Siewert





Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-947218-06-6

© Verlag Auf der Warft im Geheimsprachen Verlag Hamburg-Münster 2018.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.

Umschlaggestaltung: Anne Breitenbach.

Portraitfoto Autor: Bärbel Ibach.

Zeichnungen: Barbara Skrobek.

Vorwort

In diesem Buch sind die Texte der Gewinnerinnen und Gewinner des 6. Landschreiber-Wettbewerbs „Sprache und Mobilität“ versammelt. Sie werden hier nach lyrischen, prosaischen und mundartlichen Texten geordnet vorgelegt.

In der Sparte Prosa belegten Christine Schößler und Norbert Autenrieth den 1. Platz, in der Sparte Lyrik Melanie Barbato, in der Sparte Mundart Katharina Ferner. Den Förderpreis gewann Leonard Schneider-Strehl. Die anderen ausgewählten Texte sind nach der Wertung der Jury die Gewinnertexte auf den Plätzen 2 und 3. Es sind Texte von Almut Aue, Felix Buehrer, Wolfgang Dorner, Hanna Rut Neidhardt und Widmar Puhl,

Klaus Siewert

Münster im Oktober 2018



Inhalt

Lyrik ► S. 9

Prosa ► S. 21

Mundart ► S. 73

Förderpreis ► S. 85

Autorinnen und Autoren ► 89

Lyrik





Melanie Barbato

Wörter in meinem Kleid

I

Der Saum meines Kleides streift
 Wo immer ich gehe
über Brachland und Stoppelfelder
 durch Schotter, Sand, und Staub
Blühende Wiesen, herbstmodernes Laub
 Rote Erde und feuchtes Moos

Im Gewebe fände ein Forscher unter dem Mikroskop
Sporen und Samen, Blütenblätter und Nesselhaar
 Reste von Pflanzen und Pilzen rund um die Welt
Und könnte so sagen durch welche Länder ich ging
 Und ob dort Sonne war oder Schnee

Wie den Saum meines Kleides
Berührten mein Auge die Farben der Welt
 Satt, blass, grau, nebelverhüllt
Und meine Zunge trug mit sich fort
 Einen Nachhall von jedem Wort

Meine Sprache hab ich gesammelt
Seit meiner Kindheit hier, meiner Jugend dort
 Auf jeder Reise, an jedem Ort
 Weil ich eine Wanderin bin
Keiner könnte sie sprechen wie ich

II

Im September trieben die Älpler die Rinder ins Tal
Kiah und Schumpa
Durch den kuahpflatteriga Ort
Die Schella spürte ich bis tief in den Bauch

Kaesspatzaduft, Hutzlabrot, einfache Dinge
Harte Laute, schroff wie die Berge
Starzlachklamm, Rindalphorn, flechtenzäh
Wild und klar wie das Wasser der Tobel ins Tal

Wörter in mir und um mich, unterschiedslos
In der atmenden Luft einfach da
Als wären die Namen der Dinge
Die wirklichen Namen, die wirklichen Dinge
Ewig wie Kindheit und Glück

Nur langsam, jedes für sich
Kamen andere Wörter, Sprachen, Register
Hell, fremd und sonderbar
Zweitgeboren in mir
Wie in der Sommernacht
Sterne am Firmament

III

Mein Großvater hatte Schatztruhenwörter
Er wiegte die Töne
Als ob er immerzu sang
Stará matka, altes Mütterchen
Melusch, teil einen Apfel mit mir

Wo hatte er diese Wörter nur her?

Einmal zeigte er mir
die Narbe an seinem Knie
Da steckte der Splitter noch drin
Ich staunte, verharnte in unverständlichem Ahnen
Aber den Bogen zu spannen
War mir noch zu weit

IV

Später freilich gab es kein zu weit mehr
Ungebunden wollte ich Sirenen lauschen
Niemand's Wortspiel auch im Griechischen verstehen
Betört vom Singsang toter Sprachen
Als könnten sie den Eingeweihten heilen
Von der Krankheit dieser Welt

Ich sprach mit alten Büchern
Die Bücher sprachen mit mir
„Tulpe Viole Nelke“ – Hölderlin
Ich nahm die schönsten Wörter so wie Blumen an
Als hätte ein verwandter Geist sie mir
Durch das vergilbte Blatt hindurch gereicht

Vielleicht ist jede Jugend so
Ein Ausziehehen nach eignen Freunden, eigner Sprache
Nur weit weg vom Elternwort
Das kraftlos, abgenutzt und stumpf erscheint
Für all das Fühlen in der Welt

V

Unendlich dankbar bin ich für die Freiheit der Fremde
Im vielschattigen Grün der schottischen Heide
Fand ich die Liebe zu winzigen Blüten
Kleinen Wörter wie haggis und loch

In Indien war alles farb-und klangdurchwirkt
Aus toten Zeichen wurden Klänge
Sprache zum Gesang durch alle Zeit
Wird nicht das All selbst aus dem heiligen Sanskrit gewebt?

Und in der fremden Heimat Klausenburg Cluj Koloszar
Wie zart blühten die Märzchen rot und weiß
Von jedem Volk, das dieses Land durchzog
blieb auch ein wenig dort
Die Römersöhne alter Zeit
Der Aufkleber als Abtibold, die schöne Rose Trandafir
Das alles bin ich nun zu einem Teil und darf es sein

VI

In Rom, unfassbar, überschwänglich in der Pracht
Wach und geträumt im deutschen Sehnsuchtsland
Am Campo Santo, unter Palme und Orangenbaum
Mein liebstes Wort:
Mein neuer Name
Meine Kinder lehrten mich
Das Vögelchen macht pitzupitzu
Der Elefant macht lülülü

Gewinnertexte „Sprache und Mobilität“

Seit Sommer jetzt im Münsterland
Angekommen, oder wieder nur Station
Ich gehe über brache Äcker
Durch das feuchte Gras ums Wasserschloss herum
Und fühle mich mit Freuden fremd
Vielleicht ist bald mein Kleid auch zart
Gold, Rot und Silberweiß durchsprengt
Wird es nicht schöner jeden Tag?



Felix Buehrer

Totenbettfahrt

Im Wagen ist's
matratzentrist.
Ich sag's laut und
nicht als Frage:

Einmal Sterben,
einfach, bitte!
Ein stiller Toast
steht an. Ade!

Bald bin ich ein
Abgelebter,
und's geht los ins

Todeslose.



Widmar Puhl

Krampfkrabbe

Like as the waves make towards to the pebbled shore,

Der schnelle Tag ist hin; die Nacht schwingt ihre Fahn:

Schon durch den Weinberg, Hölderlin im Sinn.

Der umweltbewusste Pendler lässt laufen

Steil fällt die Straße ab ins Neckartal vor meinem Dorf

Ein idealer Endspurt für Pendler auf Heimfahrt

Fressnapf und Aldi allabendlich im Blickfeld,

auf wehenden Fahnen grüßen „Gärten 2010“

An der Kuppe nehme ich Gas weg lasse laufen

Auf halber Strecke ein Schild: Tempo 70

Das ignorieren heißt Sprit sparen heißt

Weit vor mir noch ein Wagen

Obwohl die Brücke zum anderen Ufer
Ansteigt reicht manchmal der Schwung bis zum
Abbiegen ins Wohngebiet doch

Vor mir die Krampfkabbe am Steuer
Geht auf die Bremse und wieder
Ist alles aus



Straßenbahn

Achtung

Selbsttätung

Türen schießen schließlich

Wenn Huppa tönt

im Türbereich bitte freimachen

Bitte nicht

Leni AnderTür



Wanderbaustellen

Die Wanderbaustelle taucht gern aus dem Nichts auf
und verschwindet auch wieder darin.

Sie ist ein Geheimnis

Wie die Wanderheuschrecke ist die Wanderbaustelle
ein Schicksal: schrecklich dem Pendler, plötzlich und
unausweichlich



Taklamakan

“Die verschollenen Würstchen der Taklamakan“:

Verloren im Outback der Mongolei

oder nur verschollene Sagen aus der Wüste?

Wenn Blicke mir Streiche spielen

schreib ich es auf

Träume: Schlafreisen Kopfreisen

Landschaftspuzzle aus hab

ich mal wär ich gern fürchte ich heimlich und

manches kommt immer wieder

Lesereisen im Hörensagen

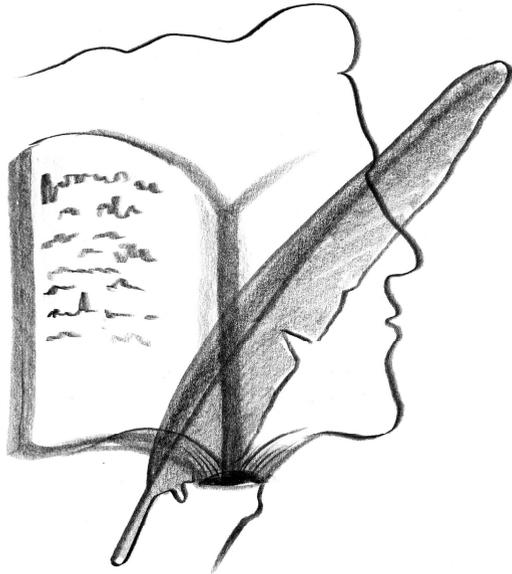
Film

Augenscheinchen



Prosaische Texte





Almut Aue

FRAU MAUSERS HÖHENLUST

caroline mauser konnte für sich in anspruch nehmen, ein höhenwärts strebendes leben zu führen. seit sie fünfzehn war, hatte sie nichts anderes gemacht als treppenhäuser geputzt. fünf verschiedene jobs pro tag, maximal tausend netto im monat. indem sie sich damit arrangiert hatte, war sie einer inneren rebellion zuvorgekommen. wo andere unter stress stöhnten, war sie heiter und gelassen geblieben. treppenhäuser waren ihre welt. mit treppenhäusern fühlte sie sich intim. das leben außerhalb von treppenhäusern war ihr herzlich egal. caroline mauser hatte sich in der vertikale der treppenhäuser und der vielen hundert von unten nach oben und von oben nach unten führenden treppenhausstufen ein zufriedenes innenleben eingerichtet.

wenn caroline mauser des morgens um fünf ihren dienst antrat, konnte sie nicht schnell genug in den abstellraum unter dem treppenabsatz gelangen, um im heißen wasserstrahl das körnige putzmittel im eimer aufschäumen und in tausend winzige bläschen zerplatzen zu sehen. dabei durchfuhr sie ein unbeschreibliches hochgefühl der erwartung.

caroline mauser hatte wenig ehrgeiz. dafür hatte sie träume. in den schattigen schluchten der hochhäuser zu leben, war ihr das schönste. sie träumte sich ganz nach oben, jeden tag und immer

wieder. sonst war sie anspruchslos. einzig die absolute sinnfreiheit ihres tuns machte sie stolz und froh. ist es nicht wunderbar, sagte sie sich, dass ich tagtäglich etwas mache, was keinem menschenfuß nützt? wer läuft schon zu fuß in einem wolkenkratzer-treppenhaus freiwillig hunderte stufen hoch oder runter? größeres, als etwas sauber zu putzen, was nie jemand dreckig macht, konnte sie sich nicht vorstellen. wo alle nach sinn strebten, hatte caroline mauser eine schwäche für das zweckfreie und sinnlose. das allein gab ihrem leben sinn.

in den chefetagen der stadt erfüllt caroline mauser sich immer wieder ihren höhenlusttraum. so kam es, dass sie jeden morgen um fünf erwartungsfroh und lustvoll ihre arbeit aufnahm, von unten nach oben fuhr und von oben nach unten putzte.

caroline mauser war süchtig. tagtäglich führte sie sich eine nicht zu knappe dosis mietskasernen- und wolkenkratzer-treppenhausputzdroge zu. mal schnupfte, mal inhalierte, mal injizierte sie. inbrünstig liebte sie die vertikale. in die horizontale begab sie sich nie. seitensprünge nach links und rechts gestattete sich sie nicht.

am schönsten war es zum beispiel im einunddreißigsten stock einer bank. nicht etwa um die augen über die puppenstubenhaft kleine großstadt und darüber hinaus in die ferne spazieren zu führen, sondern in der enge der hochhaustreppenhausvertikale befriedigt von ganz oben nach ganz unten zu gucken. der bankdirektor im erdgeschoss zum beispiel, wie er da vor dem fahrstuhl von einem fuß auf den andern trippelte - vielleicht musste er pinkeln, caroline mauser kichert - wie klein er war, wie hündisch (gleich würde er ein

bein heben), wie erbärmlich! sie hingegen! sie könnte den fahrsstuhl blockieren. allein der gedanke ließ ihr herz schneller klopfen.

es wirklich zu tun, hatte sie nicht nötig. denn wer konnte sich schon, in der berausenden höhe der bankenhochhaustreppenhaus-schluchten und auge in auge mit den wolken, mächtiger vorkommen als caroline mauser in ihren besten momenten!

als sie eines mildsonnigen herbstmorgens putzvorschriftenpflichtgemäß in der siebenundvierzigsten etage des europaturms auf der aussichtsplattform zu putzen anfang, beging sie einen fehler. statt sich auf die begrenzte fläche des hochhaustreppenhausmarmorsteinfußbodens zu konzentrieren, warf sie wie zufällig einen blick in die horizontale. das hätte sie nicht tun sollen. es dauerte nur einen wimpernschlag lang.

plötzlich war alles anders: da war rings eine bewohnte welt! von nah und fern drang eine wirklichkeit zu ihr vor und in sie ein, wie sie sie nicht für möglich gehalten hätte. kleine und größere ortschaften mit menschengewimmel, kirchtürmen und blühenden gärten; drumherum fein abgezirkelte, in der morgensonne golden leuchtende felder. in der ferne, hingelagert wie ein schönes 3D-bild, lieblich gerundete bergrücken, wälder dunkel glänzend wie smaragde. und über allem das zaubrische licht der herbstsonne.

so viel schönheit im blick, an der sie dreiundzwanzig lange jahre vorbeigeputzt hatte, fand caroline mauser sich in einem seltsamen und erregten zustand: so viel leben, so viel versäumnis! ihre überm ununterbrochenen wolkenkratzerstreppenhausputzen verengte

brust weitete sich mit einem erschrockenen, sehnsüchtigen seufzer.
diese weite! so unfassbar schön! dorthin! dort muss ich hin!

ein letztes mal begibt caroline mauser sich in die vertikale, diesmal
nicht stufe für stufe von oben nach unten putzend. diesmal in
großer geste, in geglücktem schwung. an allen vierhundertsiebzig
treppenhausstufen und siebenundneunzig treppenhausgeländern
vorbeizischend, taucht sie, mit den ausgestreckten armen voran und
- perfekt ohne einen einzigen spritzer - kometengleich ein in den
asphalt der straße.

kein wolkenkratzer hat sie je wieder gesehen.



DRAIs KONZERTABEND

der drai kommt hereinspaziert. eh ich's mich verseh strebt er
schnurstracks auf den steinway zu. bettet sich obendrauf. anstands-
los. auf meine druckfrischen noten.

ich, perplex: *was tust du da, drai?*

mich ausruhn aufm flügel, siehst du doch.

und warum?

er, nervös: muss mich vom stress erholen. denn heute noch... unbedingt heute noch!

was, heute noch?

heute noch muss ich mich, soll ich mich äh ... unbedingt heute noch...

lendenlahm klettert der drai wieder herunter vom flügel, stemmt ächzend die deckelplatte auf den stützstab und kriecht ins gehäuse. bäuchlings legt er sich auf die saiten. seinen kopf auf die kupfernen bäse, die füße mit den kotigen straßenschuhen auf den diskant. dazwischen der bauch, unbequem in der mittellage. drais hände suchen halt an den hämmern, an den filzen, am stimmstock, klammern sich an die gusseiserne platte, rutschen immer wieder ab. der drai wimmert.

also was jetzt!?

vermusikalisieren muss ich mich, dringend. aber schrecklich, ich verspür rein gar nix in mir. keine einzige vermusikalisierungs-empfindung. was, o götter, soll ich nur tun?

erstmal rauskommen aus meinem flügel! so geht das doch nicht.

ach, bettelt der drai, gib mir doch einen tip, in spätestens einer stunde muss sie abgeschlossen sein.

abgeschlossen? wer? was?

na, meine vermusikalisierung.

kannst du mir mal erklären, was das überhaupt ist, eine vermusikalisierung?

vermusikalisierung, also dass ich musikalisch werd, wo ich's doch nicht bin.

und warum alles so schnell, in nur einer stunde?

ja, schrecklich schrecklich! ich bin der sieger, der gewinner des großen musikpreisausschreibens. bin ich geworden. ganz aus versehn. gewinner? hach! ein verlierer bin ich, ein armes opfer. wo ich doch rein nix davon versteh. sozusagen ein musikpreisausschreibengewinnerverlierer. und denk dir, verpflichten hab ich mich müssen als preisausschreibengewinner.

verpflichten?

naja, von so einem musikpreisausschreibengewinner wird ja erwartet, also ein musikpreisausschreibengewinner, der muss sich bei preisgewinnung verpflichten.

ja, wozu denn verpflichten?

also, jedes musikpreisausschreibenopfer, musikpreisausschreibengewinnerverlierer, äh... also jeder der wo ein musikpreisausschreiben gewinnt, der muss eine konzertdarbietung darbieten.

waas? öffentlich?

ja, öffentlich! also vor leuten. die alle eintritt bezahlt haben. ogottogott. also einen konzertabend darf ich, soll ich, muss ich als

musikpreisausschreibengewinnerverliereropfer in der konzertthalle heute eigenhändig musikalisch durchführen. wo ich doch keinen blassen schimmer hab, wie so eine scheißnote aussieht. oder wie so ein scheißton klingt auf so einem scheißkasten hier (haut mit der flachen hand auf den steinway).

lass meinen steinway aus dem scheißspiel, ja!

sorry.

jetzt probier's halt einfach mal, vielleicht klappt's ja wider erwarten.

storchbeinig hievt der drai seine klammern extremitäten aus dem gehäuse, fällt jetzt wie ein wildes tier über die klaviatur her. einverleiben will er sich die musik. mit gewalt. rücksichtslos vorantreiben die vermusikalisierung. damit er heute das konzert...peng! platsch! himmel, was für eine kakophonie! ta ta ta grrrrrrr - war das jetzt schönberg? haut in die tasten, dass mir die schädeldecke wegfliegt. drai's finger galoppieren erstaulich behende die klaviatur rauf und runter, aber nur über die schwarzen tasten.

ich, bewundernd: *flohwalzer! beinah konzertreif!*

der drai, jetzt zuversichtlich: *juhu, wir kriegen's hin, alter!*

es folgt die absolute entfesselung. der drai fegt jetzt mit dem handrücken von unten nach oben über die tasten. jetzt nur über die weißen. der drei kniet vor dem flügel, inbrünstig. der drai fleht alle madonnen und alle götter an. einverleibt kriegen will er ein gefühl für musik! bitte! ein bisschen preisausschreibengewinnerkonzert-

abendmusikgefühl! schreiend und betend katastrophiert der drai über die klaviatur. dampfwalzenartig. es ist nicht zum aushalten.

da scharwenzelt die rote katze zur offenen tür herein, schmeißt sich an die hosenbeine vom drai und miaut fürchterlich. der drai fängt, während er weiter die tasten traktiert, jetzt sogar an, mit ihr zweistimmig zu singen, falsch wie ein kakadu. was für ein gekrächz! ist das etwa rossinis beliebte katzenarie? der kanari im käfig mischt sich ein.

gefiedert und beflügelt, nimmt er jetzt formen an, der vermusikalisierungsprozess vom drai.

da hört nur: kakophone orchesterklänge! vom nachbarn unten der hund, alarmiert, hechtet die treppen hoch und kläfft aus leibeskraften mitten hinein ins gelärm. der unüberhörbare erfolg der durch die katzenvogelhündische beimischung vorangetriebenen perfektionierung der vermusikalisierungsbemühungen vom drai lässt mich vor wonne erzittern. welch unerhörte vielstimmigkeit! der drai haut siegesgewiss und immer siegesgewisser in die tasten. wenn ich, der ich immer noch perplex mit offenem mund und offenem ohr am offenen türrahmen lehne, richtig mitgezählt habe, verfügen wir augenblicklich über ein quintett. sozusagen fast ein orchester. das könnte ein echter konzertabend werden!

ein handy schrillt. drais handy. wunderbarer klang! ha, mit dem handy ist das sextett komplett! der drai nuschelt was in die muschel.

wer? der generalmusikdirektor?

über den lautsprecher höre ich mit: wann der musikpreisaus-
schreibengewinner drai denn ins konzert-
haus komme. man warte
schon. orchester und dirigent stünden bereit. ich, aufgeregt und
siegesgewiss, mache ihm zeichen.

der drai: *äh.. in, in zehn minuten könnten wir...*

ich reiße dem verdatterten drai das handy aus der hand. zuckersüß
höre ich mich flöten:

*hier managementbüro napoleon drai. ja? nein. ein orchester
brauchen wir nicht, das haben wir selbst. ja, ganz richtig. und sagen
Sie: der zugesagte plattenvertrag gilt?*

selbstverständlich.

*gut. dann also im konzert-
haus, in zehn minuten.*



LEONIE SUCHT DAS GLÜCK

oder

das ultimative löwenmälchen

die tage gehen ins land. es ist sommer. leonie dümpelt in ihrer
hängematte zwischen den mirabellenbäumen. sie hat eine diffuse

sehnsucht nach glück. sie rekelte sich, sie fühlt sich benommen, sie kann nichts denken als küssen. küssen als eine möglichkeitsform von glück.

sie versucht, sich auf die dinge des alltags zu konzentrieren. doch sie kann nicht klar denken. bloß küssen denken. küssen denken ist aber nicht genug, küssen denken ist nicht küssen. wie kann sie zu echten küssen kommen? sie muss sich auf die suche machen.

also befreit sich leonie aus den faulstricken der langeweile und macht sich daran, ihr küssebedürfnis in eine küssebedürfniserfüllungsstrategie umzuwandeln. sie windet sich aus der hängematte und verlässt den garten. barfuß läuft sie durch die hochsommerliche stadt. wo anfangen nach küssen zu suchen? küsse liegen nicht im rinnstein, auf dem asphalt oder in den städtischen parks. küsse befinden sich, wenn überhaupt, eher auf den mündern von menschen, oder? offenbar aber, denkt leonie, nicht zu jeder zeit und an jedem ort. es ist affenheiß, die sonne sengt den herumhastenden menschen die haare vom kopf, ihre mündern sind spröde und trocken: nicht gut für küsse. die lippen aufgeplatzt: nicht gut für küsse. küsse brauchen speichelsprudelnde springbrunnen aus schwellenden lippen.

leonie betrachtet verschiedene mündern. sie versucht küsse auf sie zu denken. aber küsse denken ist nicht küssen. manche mündern haben herabgezogene mundwinkel und schrecken küsse eher ab. manche mündern sind nur ein strich und unauffindbar. wohin sollen da küsse platziert werden? manche mündern sind schmolmündern, die beleidigt auf küsse warten und, wenn sie ehrlich sind, gar keine wollen.

um ihrem großstadtfrust ein ende zu machen, reist leonie ans meer. sie will küsse mit köpfen machen. in der brandung erspährt sie schaumküsse wasserbläschenküsse gischtküsse, die viel zu schnell platzen. küsse, denkt leonie, dürfen nicht schnell zerplatzen, sie müssen fest sein und dehnbar und weich, sie müssen lang dauern und immer länger, so lang bis die küssenden fast an den küssen ersticken. ein küsseerstickungstod müsste etwas wunderbares sein. doch hier sieht sie nur zerplatzende schaumbläschen. sie hat hier genug und vergeblich geforscht und ihre sehnsucht nach küssen wird immer heftiger.

nach dem reinfall am meer setzt leonie ihre suche auf den höchsten bergen fort, „wo gehäuft sind rings / die gipfel der zeit“. sie würde hölderlin fragen. vielleicht könnte er helfen. sag, hölderlin holder, wo finde ich küsse im unwirtlichen gebirg? hölderlin schweigt. aber dort oben, winkt dort vom höchsten grat nicht was blinkiges, allesversprechendes? „aber im lichte / blüht hoch der silberne schnee“, vielleicht blühen auch silberne küsse? ja, dorthin muss leonie, dorthin ganz unbedingt! um leuchtende küsse zu pflücken und einen küssestrauß draus zu binden. leonie heuert einen bergführer an, der trägt sie huckepack zu den eisküssen der gipfel. aber da oben ist nichts, nur schmerzhaft helle, ewiges eis und viel wind.

leonie nimmt einen flieger und landet auf einem entlegenen erdteil. dort will sie ihre pirsch nach küssen fortsetzen. noch ist sie nicht entmutigt, obwohl sie nach den vielen enttäuschungen entmutigt sein könnte. dort, auf dem unbekanntem erdteil, hat sie erzählen gehört, soll es wunderschöne, perlmuttartig leuchtende lippenblüten, sogar riesige lippenblütenplantagen für märchenhafte küsse geben. auf wundersam geformten bäumen sollen dem hörensagen

nach die herrlichsten perlmuttlippen blühen, das ganze jahr über sollen sie blühen welken und blühen. dahin, dahin will leonie!

sie kommt zu einem besonders riesigen lippenblütenbaum. seine krone stößt hoch hinauf bis in den himmel und seine zweige reichen von einem ende der welt bis zum andern. über und über ist er mit blinkerndern blinzelnden winkenden lippenblüten besteckt. die versprechen die schönsten küsse und locken und rufen: küss uns! küss uns! sonst vertrocknen wir! leonie staunt. sie ist sehr aufgeregt. aber o weh! wie soll sie an die kussüchtigen lippenblüten herankommen? sie scheinen unerreichbar zu sein. leonie stellt sich in den schatten des lippenblütenbaums und blickt ratlos an seinem endlosen stamm hoch.

da scharwenzelt ein tiger heran: steig auf mich drauf, so kannst du zu deinen wunschblüten gelangen. und schwupp! sitzt leonie spreizbeinig schon auf seinem rücken. aber es langt immer noch nicht.

eine giraffe stakst vorüber und reckt ihren langen hals wie einen fabrikschlot in die höhe: kletter an mir hoch, so kannst du zu deinen wunschblüten gelangen. aber die sind immer noch ungreifbar weit entfernt.

leonie will schon verzweifeln. so nah am ziel und trotzdem kann sie nicht küssen. wieder rufen die schwellenden lippenblüten verführerisch: küss uns! küss uns! sonst vertrocknen wir! schließlich rauscht ein prächtiger adler heran, der vogel greif: setz dich auf meinen rücken und flieg mit mir, so kannst du zu deinen wunschblüten gelangen. gesagt, getan. und leonie schwebt. wo soll ich dich absetzen, fragt der adler. leonie ist unschlüssig. hunderttausend

perlmutterig schimmernde lippen recken sich ihr entgegen, aber welche soll sie wählen! leonie umkreist mit dem adler den gigantischen baum von einem ende der welt bis zum andern. qual der wahl: sie kann sich einfach nicht für ein einzelnes lippenblütenpaar entscheiden. am liebsten möchte sie alle küssen. über ihrem zögern und zaudern vergehen jahre. immer noch umkreist sie mit dem adler den weit ausladenden baum. unversehens wird es dunkel. und mit einem schlag sind alle lippenblüten erloschen und vertrocknet.

einzig eine winzige kleine blüte leuchtet noch schwach und lispelt kaum hörbar: küss mich! küss mich! sonst vertrockne ich! schnell schnell! aufgeregt schreit leonie dem adler ins ohr: schnell dorthin, dorthin, bevor sie erlischt! schau da, dort hinten, wo es noch ganz schwach leuchtet. der adler trägt leonie zu der kleinen blüte; es ist ein zartrosas, im innern rotglühendes löwenmälchen.

endlich, denkt sie, jetzt endlich ertüllt sich mein traum! sie hat die ersehnte blütenlippe gefunden! endlich darf leonie küssen. fest und samtweich wird er sein, der lang ersehnte, der kuss aller küsse: süß und saftig, begehrllich, lustvoll anschwellend und verführerischer als alle genüsse arabiens. leonie lässt sich fallen in die duftenden tiefen des löwenmälchens. sie fällt und fällt... in das weit aufgerissene, fresslüsterne maul eines löwen. brüllend schüttelt die metro-goldwyn-meyer-bestie ihre mähne, zeigt furchterregende zähne. packt brutal zu. leonie schwinden die sinne. sie wird in einen schwarzen trichter gerissen und zermalmt.

in der hängematte schaukelt zwischen den freundlichen mirabellenbäumen, was von ihr übriggeblieben ist.

Norbert Autenrieth

Mobilitätsprobleme

An einem Montagnachmittag verließ Herr M. den Baumarkt „Konstrukta“ und machte sich auf den Weg zu seinem Fahrzeug auf dem Parkplatz. Er öffnete den Kofferraum, legte die Raufasertapetenrolle und die Kleisterpackung hinein und setzte sich hinter das Lenkrad. Er ließ den Motor an und griff nach dem Schalthebel. Da bemerkte er, dass sich vor diesem, mitten im Fahrzeug, ein metallenes Rohr von ca. 20 cm Durchmesser befand, das sich offensichtlich nach unten, über den Fahrzeugboden hinaus erstreckte. Als er nach oben blickte, stellte er fest, dass dieses Rohr auch das Dach des Wagens durchstieß. Herr M. war konsterniert. Er stieg aus und erkannte nun, dass jenes Rohr einen der Lichtmasten darstellte, die in regelmäßigen Abständen an den Parkbuchten standen. Dieser Mast nun war nun um gute zwei Meter versetzt und hatte sein Auto quasi aufgespießt. Mit Verwunderung registrierte Herr M., dass der Mast sein Auto ohne jede Beschädigung durchdrungen hatte, das Blech des Dachs umschloss ihn ohne Abstand, kein Kratzer war zu bemerken, geradezu perfekt, als sei er Bestandteil seines Fahrzeugs. Herr M. blickte um sich. Da sah er unweit seines Stellplatzes einen Mercedes, der nicht auf den Rädern stand, sondern auf dem Dach akkurat in der Parkbucht lag und die vier Räder von sich streckte. Auch an diesem Fahrzeug war keine Beschädigung zu erkennen. Und ebenso verhielt es sich mit jenen zwei Fahrzeugen, von denen das eine schräg auf dem Heck des anderen lag, als wollten sie den Geschlechtsakt ausführen, und einem dritten, das nicht unweit davon auf der Seite lag. All dies machte ihm den Eindruck seltsamer Beiläufigkeit, ja beinahe von Normalität. Herr M. war sprachlos. Herr M., ein durchaus realistisch denkender und jedem übersinnlichen Phänomen gegenüber skeptischer Mann, schloss die Augen.

Er zählte bis zehn und war voll Zuversicht, dass jene Wahrnehmung nur auf einer Täuschung – wie auch immer - beruhen könne. Also er jedoch die Augen öffnete, musste er feststellen, dass sich an der Situation nichts geändert hatte. „Mist!“, rief er halblaut. Da Herr M. jedoch weiterhin nicht an der Klarheit seines Verstandes zweifelte und sich nicht von Wahrnehmungsstörungen ins Bockshorn jagen lassen wollte, stieg wieder in seinen Wagen ein. Er ließ das Fahrzeug an, was reibungslos gelang. Herr M. legte den Rückwärtsgang ein und ließ die Kupplung kommen. Es passierte nichts. Der Motor heulte nicht auf, die Räder drehten nicht durch, das Auto rührte sich um keinen Millimeter. „Mach doch!“, murmelte Herr M, beinahe bettelnd. Der Motor lief weiter ruhig. Er gab noch einmal Gas – keine weitere Reaktion. Herr M. schaltete den Motor aus und dachte nach. Am wahrscheinlichsten schien es ihm, dass sich jemand einen Scherz erlaubte. Es gab ja solche Fernsehsendungen, in denen man mit Hilfe ungewöhnlicher Tricks angeblich witzige Situationen provozierte. Allerdings: Wie hätte man in der kurzen Zeit, die er im Baumarkt verbracht hatte, eine solche technische Meisterleistung vollbringen können? Herr M. streckte die Hand nach dem Mast in seinem Fahrzeug aus – das Metall fühlte sich kühl und glatt an. Herr M. beschloss, auszusteigen, sich unauffällig zu benehmen und sich nach einem Kamerateam umzusehen.

Es hatte sich nichts geändert. Auch die anderen Fahrzeuge waren noch in der Position, den sie vorher eingenommen hatten. Irgendwelche Verstecke, in den sich Kameraleute verbergen konnten, waren nicht zu bemerken. Herr M. wurde wütend. Da bemerkte er einen älteren Mann, der sich ihm, einen Einkaufswagen schiebend, näherte. Herr M. starrte ihn beinahe provozierend an, als dieser an ihm vorbeiging und dem übernächsten Parkplatz zustrebte. Herr M. war nahe daran, ihn anzusprechen, aber was hätte er sagen sollen? Die Befürchtung, sich vor laufender Kamera lächerlich zu machen, hielt ihn zusätzlich zurück. Er sah den Herrn auffordernd an, als dieser an seinem Parkplatz vorbeiging – doch

außer, dass er Herrn M. beiläufig grüßte, zeigte er keinerlei sonstige Reaktion.

Bei Herrn M. steigerte sich das Gefühl wütender Hilflosigkeit. Er musste diesem Zustand ein Ende setzen. Sich immer wieder nach allen Seiten umblickend lief Herr M. Richtung Baumarkt. Dort musste er, was ihn noch gereizter machte, beim Informationsschalter anstehen. Trotzdem – überzeugt, dass man ihn hineinlegen wollte – versuchte er so geschickt wie möglich die Situation zu klären. „Ich habe ein Problem mit ihrem Parkplatz. Ich kann nicht wegfahren“, sagte er deshalb höflicher, als er es selbst es zu vermögen geglaubt hatte, zu dem jungen Mann am Informationsschalter. „Hat Sie jemand eingeparkt?“ „Das nicht, ich glaube Sie wissen warum.“ „Was soll ich wissen? Wenn Sie mir nicht sagen, wo das Problem liegt, kann ich Ihnen nicht helfen.“ Diesen Gefallen werde ich dir nicht tun, dachte Herr M. und sagte stattdessen. „Können Sie mit mir auf den Parkplatz gehen? Dann zeige ich es Ihnen.“ Widerwillig gab der junge Mann seinem Kollegen Bescheid und verließ mit Herrn M. das Gebäude. Als sich beide dem Fahrzeug M.s näherten, hatte sich nichts geändert. Herr M. war beinahe erleichtert, dass dies so war. Nun musste sich alles aufklären. Beide standen hinter dem Fahrzeug. Herr M. sagte nichts.

„Wo ist nun das Problem?“. Der Angestellte wandte sich an Herrn M. „Ja sehen sie denn nicht?“ Herr M. wies auf den Mast hin, der aus dem Autodach ragte. „Was meinen Sie?“ Die Frage klang ehrlich verblüfft. „Na, der Mast. Der Lichtmast, der in meinem Auto steht!“ Der Angestellte sah Herrn M. ungläubig an. „Welcher Mast?“ Herr M. näherte sich seinem Auto und klopfte mit der Faust auf das Metall. Es gab einen dumpfen, hohlen Klang. „Bitte, ich weiß nicht, was ich hier tun soll.“ Der Angestellte wurde zusehends unwilliger. Herr M. zog seinen Autoschlüssel heraus. „Könnten Sie bitte das Auto aus der Parklücke fahren?“ Nun würde es sich erweisen! „Wenn Sie die Verantwortung übernehmen. Für Schäden hafte ich

nicht.“ Eine erstaunliche Antwort, dachte Herr M. Tatsächlich setzte sich der junge Mann hinter das Steuer, ließ den Wagen an, legte den Gang ein und fuhr so schnell aus dem Parkplatz, dass Herr M. den Vorgang kaum wahrnehmen konnte, obwohl er sich vorgenommen hatte, genau aufzupassen. Was war mit dem Mast geschehen? Sein Fahrzeug stand auf der Straße, der Lichtmast aber mitten auf dem Parkplatz, auf dem sein Auto noch vor ein paar Sekunden geparkt hatte. Der Angestellte stieg aus und übergab Herrn M. den Autoschlüssel. „Ich wünsche Ihnen noch einen guten Tag“, sagte er mit einem schnippischen Unterton. Herr M. war sprachlos. „Danke“, brachte er gerade noch heraus. Er setzte sich in sein Fahrzeug, fuhr an den kopulierenden Fahrzeugen vorbei und verließ das Gelände des Baumarktes.

Er war komplett durcheinander. Etwas war mit ihm geschehen, was er sich nicht erklären konnte. Offensichtlich sah er Dinge, die es nicht gab. Er musste sich untersuchen lassen. Es stimmte etwas mit ihm nicht. Wurde er verrückt? Er wusste doch, wer er war, wo er war, er konnte Autofahren, er konnte überhaupt alles, was einem vernünftigen Menschen möglich war. Träumte er vielleicht? Er hielt an einem Parkplatz an und tat etwas, was ihm selbst lächerlich vorkam. Er zwickte sich in den Arm. Es tat deutlich weh.

Herr M. beschloss, sich nicht verrückt machen zu lassen. Alles würde, musste irgendwie gut werden. Er parkte aus und fuhr heimwärts. Vielleicht etwas vorsichtiger als sonst. Beinahe unbewusst spähte er links und rechts nach etwaigen ungewöhnlichen Ereignissen oder Vorgängen. Und tatsächlich gewährte er, als er aus den Augenwinkeln rechts auf den Fahrradweg blickte, ein Fahrrad mit einem Fahrradanhänger, in dem sich auf engstem Raum acht erwachsene Personen gedrängt hatten, die ihm – obwohl sie sich doch auf dem Gefährt kaum halten hätten können - fröhlich zuwinkten. Ein Blick im Rückspiegel zeigte ihm, dass das Fahrrad von einem höchstens zehnjährigen Mädchen

scheinbar mühelos gefahren wurde, und dies freihändig. Herr M. hatte nur noch einen Gedanken: nach Hause. So versuchte er auch den Polizisten zu ignorieren, der auf einem Bein auf der Ampel an der Kreuzung stand und beiden Armen seltsam herumruderte. Nur noch die erste Einmündung nach der Kreuzung, dann hatte er seine Straße erreicht und dann, dann waren es noch 50 Meter und er konnte sich in den sicheren Bereich seiner Wohnung zurückziehen. Dort würden ihn keine Halluzinationen heimsuchen – sein Verstand sagte ihm, dass es sich nur um solche handeln konnte.

Als er seine Straße einbog, sah er, dass die Straße gesperrt war. Ein rot-weißes Band war quer über die ganze Straße gespannt, dahinter war undeutlich ein großer Steinhaufen zu erkennen, der offensichtlich von dem dort stehenden Lastwagen abgeladen oder verloren worden war. In Herrn M. stieg Panik auf. Er musste in seine Wohnung, komme was da wolle. Kein eingebildetes Trugbild sollte ihn davon abhalten. Herr M. machte die Augen zu und gab Vollgas.

Das letzte, was Herr M. wahrnahm, war, wie sich der junge Mann aus dem Baumarkt über ihn beugte und mit trauriger Stimme sagte: „Ich habe es kommen sehen.“



Wolfgang Dorner

Stefanie und die Ränder einer neuen Welt

Das neue Jahr 2030 war noch recht jung, aber ein wesentliches Ereignis gab mir das Gefühl, dass das Jahr sich schon wieder seinem Ende näherte. Es begann damit, dass ich mich am Neujahrstag von meiner Frau trennte, viel besser gesagt, sie trennte sich von mir, weil Sonja mit einem mir fremden Mann, der zwei Köpfe größer und breitschultriger als ich war, nach einer Silvesterfeier zu Hause aufgetaucht war und mich quasi vor die Tür gesetzt hatte. Es war alles sehr schnell gegangen und sie akzeptierte keine Widerrede, als sie mir auseinandersetzte, dass sie nicht mehr mit mir leben wolle und keinen Schlappschwanz mehr als Ehemann akzeptierte. Sie hatte sich bei ihrem Begleiter eingehängt und verströmte eine übelriechende Coccacofahne. Sonja trippelte von einem Bein auf das andere, schwankte wie ein kenterndes Boot und fuchtelte mit ihren rotlackierten Fingernägeln knapp vor meinem Gesicht, sodass ich etwas zurückschreckte. Sie drängte mich in eine sehr defensive Rolle, weil ich bereits im Pyjama und im Begriff war, das Wohnzimmersofa in Richtung des Schlafzimmers zu verlassen. Ich wollte

am nächsten Tag für meine Arbeit als diensthabender Feiertagsredakteur einer Onlinezeitung einigermaßen ausgeruht sein. Aber Sonja hatte mir einen Strich durch die Rechnung gemacht, und als ich ihr schroff entgegen wollte, dass ihr Verhalten inakzeptabel sei und sie sich samt ihrem Begleiter zum Teufel scheren sollte, drängten mich beide durchs Vorzimmer in den Hausflur hinaus. Ehe ich mich noch gegen meine Frau und den kräftigen Mann stemmen konnte, schmissen sie die Wohnungstüre krachend ins Schloss. Im chromfarbenen Türknauf reflektierte sich das gelbliche Licht der Gangbeleuchtung. Irgendwie war alles wie in einem schlechten Film, der vor meinem inneren Auge ablief und mir zu verstehen gab, dass sich das Leben von einer Sekunde auf die andere komplett ändern konnte und kein Stein mehr auf dem anderen bleiben würde. Was mir jetzt in den Sinn kam, als ich im Pyjama und barfuß auf dem kalten Fliesenboden des Flurs stand, war der Gedanke, dass die einzige Rettung, der einzige Zufluchtsort, meine vor Kurzem erworbene, neue Mobilität war. Escape, mein selbstfahrendes Auto, von dem ich mich schon einige Male durch die Stadt chauffieren hatte lassen und entspannt im Wagenfond saß, ohne mich auch nur einen Moment um das Fahren des Vehikels zu kümmern. Alles lief bei dieser neuen Generation des Fahrens wie von Geisterhand gesteuert und vollends selbstständig ab. Noch dazu genoss ich es, von

Stefanies samtener Stimme begleitet zu werden und souffliert zu bekommen, wo wir uns gerade befanden.

Stefanie besaß die Eigenschaft, Konsonanten besonders weich und in die Länge gezogen zu artikulieren. Das hörte sich dann seltsam an, wenn sie Wörter mit ohnehin weich ausgesprochenen Konsonanten, wie beispielsweise dem Buchstaben *G*, sagte. Als beinhalten diese Wörter den Dreifachkonsonanten *ggg*. So erheiterte es mich stets, wenn sie mich mit meinem neuen Escape nach *Neulengbach* brachte und diesen Ortsnamen von sich gab. Das *G* war in der Ortsansage dann nur noch unscharf vorhanden, als fotografierte man es durch einen Weichzeichner-Filter. Oder es hörte sich von ihrer digitalen Stimme – die einer gewissen Erotik nicht entbehrte – vielmehr so an, als würde dieser Konsonant von ihr nur angedeutet werden. *Neulengggbach*, hauchte Stefanies Stimme aus dem Navigationssystem meines selbstfahrenden Autos. Und wäre das Sprachsteuerungsmodul Stefanie mit seiner computergenerierten Stimme als Zubehör für den Escape nicht obligatorisch inkludiert gewesen, könnte man meinen, die Stimme gehörte der Bardame eines zwielichtigen Etablissements.

In den oberen Stockwerken vernahm ich Bewegung und Lärm und ich wollte unbedingt vermeiden, dass mich meine Mitbewohner in

diesem Aufzug sahen. Ich überlegte nicht lange, versuchte erst gar nicht, wieder in die Wohnung zu kommen, und lief die Stiegen zur Garage hinab. Ich hatte mich schnell daran gewöhnt, dass die neue Form dieser Mobilität viele Vorzüge bot. Ein Schlüssel für das Öffnen der Wagentüre war nicht erforderlich. Als würde mich jemand verfolgen, rannte ich in Richtung meines Escapes, stieß mich nicht daran, dass es in der Garage vollkommen dunkel war, vernahm Böller und Raketengeräusche, und peilte zielsicher das kleine Kameraauge des Gesichtsscanners des Fahrzeuges an. In der undurchdringbaren Finsternis war das Auto leicht auszumachen, da der Kamerabereich beim Näherkommen durch kleine rotleuchtende Leuchtdioden erhellt wurde. Ich stellte mich davor, blickte gerade in die Kamera und sogleich öffnete sich die Schiebetüre, die sich sachte und nahezu lautlos zur Seite schob. „Schönen Guten Morgen, Erich“, begrüßte mich Stefanie, deren Stimme noch etwas verzerrt klang, da die Steuersysteme des Fahrzeugs noch nicht auf voller Höhe waren und es wie bei einem Computer einige Sekunden dauern konnte, bis das Gefährt vollkommen einsatzbereit war. Der fremde Klang in ihrer Stimme machte mich schmunzeln und ich dachte daran, dass sich Stefanies Sprache veränderte, ihr sozusagen eine andere Identität gab. „Ich wünsche dir einen schönen guten Morgen und ein schönes neues Jahr“, sagte Stefanie, als das System

ausreichend stabil war, sodass ihre Stimme nicht mehr verzerrt klang. Ihre Sprache hörte sich nun klar artikuliert an und in Anbetracht der höflichen Begrüßung verspürte ich nahezu ein bisschen Geborgenheit, die mich mit meinem Hinauswurf fast ein wenig versöhnlich stimmte. Die halogenhelle Einstiegsbeleuchtung strahlte meine Unterbeine an und mir wurde bewusst, wie lächerlich ich aussehen musste. Der Pyjama war gelbfarben und die Unterschenkel wie die Arme bestanden aus schwarzem Stoff. So ähnelte ich einem insektenähnlichen Wesen mit dünngliedrigen Beinen. Ich handelte intuitiv und überwand das Gefühl meiner Lächerlichkeit, stieg über das Trittbrett und setzte mich in den Fond des Wagens. Am Armaturenbrett gingen vielfarbige Kontrollleuchten an, die in unterschiedlicher Frequenz blinkten. Die Leuchtdioden strahlten ein gedämpftes Licht aus. Trotz meiner Blöße, nur im Pyjama in meinem Escape zu sitzen, wiegte ich mich jetzt in Sicherheit, als sich die Schiebtüre leise schloss und Stefanie mich fragte, wohin uns das Fahrzeug bringen sollte.

Ich dachte wieder daran, dass die neue Mobilität des einundzwanzigsten Jahrhunderts gewisse Annehmlichkeiten bot. Dass die neue Generation von selbstgesteuerten Autos bereits mit einem gewissen Komfort ausgestattet seien, und durch den Einsatz von Sprachmodulen mittels künstlicher Intelligenz eine Kommunikation lie-

ferte, die einem vertrauten Menschen schon sehr nahekam. Darüber hinaus konnte ich mit Stefanie den Escape vollkommen über meine Sprache steuern, ohne auch nur einen Schalter betätigen zu müssen. Der Wagen startete selbstständig, parkte aus und fuhr die steile Auffahrt zur Straße hinauf, um sogleich wieder stehen zu bleiben.

„Erich, konntest du dich schon entscheiden, wohin uns unsere erste Reise im neuen Jahr bringen soll?“, fragte mich Stefanie, in deren Stimme ein ironischer Unterton mitschwang. Sie fragte so geflissentlich, als machten wir an einem beliebigen Sonntagnachmittag eine kleine Ausfahrt, bei der mich gelegentlich auch Sonja begleitet hatte, damit ich ihr mein neues Fahrzeug samt meiner neuen „Freundin“ präsentieren konnte. Anstatt ein wenig Begeisterung für das neue Fahrzeug zu zeigen, sagte sie bloß, dass dieses High-Tech-Klimbim mich nur noch bequemer machen würde und ich künftig für gar nichts mehr zu gebrauchen sei. So fuhr ich, abgesehen davon, dass ich mit dem Escape und mit Stefanie regelmäßig den Weg in die Arbeit nahm, an meinen freien Tagen zumeist alleine aus. Dabei entwickelte sich eine gewisse Freundschaft zwischen mir und Stefanie, die ich über kurz oder lang bald nicht mehr als hochtechnisiertes Sprachsteuerungsmodul wahrnahm. Obwohl ich technisch nicht besonders affin bin, interessierte mich diese Art von Mobilität

von Mal zu Mal mehr, sodass ich mir alle möglichen Informationen aus dem Internet besorgte. Das Faszinierende daran war, dass man diese selbstgesteuerten Fahrzeuge neuerdings mit künstlicher Intelligenz koppelte. Diese Software besaß laut Medienberichten die Eigenschaft, dass sie wie menschliche Wesen selbstlernend war und aus Fehlern klüger wurde. Nur so konnte ich mir erklären, dass Stefanie schon nach ein paar Tagen meine gesamte Biografie wusste, da ich ihr bei jeder Fahrt etwas über mich erzählte und sie nicht nur als Navigationsstimme fungierte, sondern sich auch als gute, zuhörende Freundin anbot, was in gewissem Maße auch einen sprachtherapeutischen Zweck erfüllte.

„Also, wenn du mir keine Antwort geben möchtest, dann bringe ich dich einfach nach *„Neulenggbach“*,“ sagte Stefanie. Ich konnte meine Situation immer noch nicht realisieren, dass ich noch vor wenigen Augenblicken von meiner Frau Sonja und ihrem Begleiter mitten in der Neujahrsnacht vor die Türe meiner Wohnung gesetzt worden war. Nachdem ich Stefanie nicht widersprach, rollte der Wagen nahezu ohne jegliches Geräusch an, reihte sich blinkend in die Spur ein und schwebte wie ein Mantarochen lautlos durch die Bezirke der Stadt.

Der kleine Ort lag etwa eine halbe Autostunde von meiner Wohnung entfernt, inmitten einer von dichten Wäldern umgebenen, hügeligen Landschaft. Ich hatte im letzten Jahr von meinem Onkel Wilhelm ein kleines Haus mit einem dazugehörigen Stall geerbt. Die Abwicklung dieser Erbschaft erforderte es, oftmals nach *Neulengbach* zu fahren. Das bekam Stefanie natürlich mit und sie speicherte diesen Ort in ihrem elektronischen Gedächtnis ab. Manchmal hatte ich das Gefühl, dass Stefanie nach bestimmten Kommunikationsabläufen programmiert wurde. Denn seit ich ihr bei den wiederholten Fahrten nach *Neulengbach* von der *Sau*, die ich zu meiner Überraschung in dem Stall vorgefunden hatte, und von der aufblasbaren *Palme* erzählte hatte, fragte sie mich in periodenhaften Abständen immer wieder nach diesen skurrilen Erbinventaren.

Die Substantive *Sau* und *Palme* dürften sich in ihrem elektronischen Gedächtnis wie sogenannte Ankerwörter verfestigt haben. Wie Muscheln, die auf Felsen klebend von der Brandung umspült werden, blieb aus der Flut meiner Wörter für Stefanie der eine oder andere sprachliche Höhepunkt haften. Durch unsere Interaktion, meinem Bestätigen oder Berichtigen des von ihr Kommunizierten, konnte sie die richtigen Schlüsse ziehen. So oder so ähnlich müsste eigentlich künstliche Intelligenz funktionieren, dachte ich mir. Zumindest reimte ich es mir auf diese Art und Weise zusammen und

rief mir den einen oder anderen wissenschaftlichen Bericht über dieses Thema wieder in Erinnerung.

Was bedeutete für mich die Sprache, fragte ich mich, als mein Escape die letzten Lichter der Stadt und die kubischen Reihenhaussiedlungen passierte. Es war eine rein rhetorische Frage, die ich mir stellte, denn ich hatte in diesem Moment keine Antwort von mir erwartet. Ein paar Feuerwerke waren noch auszumachen und je weiter ich mich von der Stadt entfernte, desto mehr verblasste in mir die Auseinandersetzung mit Sonja. Eigenartigerweise fühlte ich jetzt eine Erleichterung, etwas Erhellendes, und führte das darauf zurück, dass ich meine Freiheit, nämlich meine neue Mobilität, noch nicht verloren hatte. Der Wagen glitt jetzt mit gleichmäßiger Geschwindigkeit über die Autobahn, die Innenbeleuchtung war wie in einem Flugzeug abgedunkelt, sodass die Landschaft wie ein zu lange belichtetes Foto in monochromen Schattierungen an mir vorüberzog. Ich stellte die Lehne meines Sessels in eine flachere Position und döste im Halbschlaf vor mich hin.

„Erich, du hast ein paar Anagramme geerbt“, sagte Stefanie unvermittelt, die mich aus meinem Dämmerzustand aufweckte. Ich wusste im ersten Moment nicht, was sie meinte. „Wahrscheinlich

möchtest du, dass alles *aus* ist, dass Sonja zur Vergangenheit werden soll, und dass deine geerbte aufblasbare *Palme* vielleicht eine *Ampel*, ein grünes Licht zu einem neuen Paradies werden soll.“ Ich war verblüfft, als ich Sonja so reden hörte. Ihre Stimme trug den gewohnten, samteneu Ton mit überaus menschlichen Zügen. Das soeben Gesagte war nicht typisch für sie und ich wusste nicht, ob ich träumte oder Stefanie gerade dabei war, sich in ein menschliches Wesen zu verwandeln. Vielleicht war das auch eine Folge der künstlichen Intelligenz, die Stefanie eine Eigendynamik verlieh, die die Forschung nicht bedachte. Ich war sprachlos, konnte nichts erwidern, wusste auch nicht, was ich Stefanie antworten sollte. Aber wahrscheinlich hatte sie recht und der Begriff des Anagramms geisterte jetzt durch meinen Kopf. Ich hatte in meiner Schulzeit davon gehört, konnte mich aber nur mehr vage erinnern, dass es ein Begriff der Sprachbeschreibung war. Ich war auch zu müde, um ihr zu antworten, denn ich konnte nicht fassen, dass Stefanie zu einer herausfordernden Gesprächspartnerin geworden war.

„Vergiss sie einfach“, ertönte ihre Stimme, und als meine Gedanken wieder in einen Halbschlaf abdrifteten, verstand ich unversehens den Begriff des Anagramms. Als könnte Stefanie meine Gedanken lesen, erklärte sie, dass ich die Buchstaben der betreffenden Wörter nur in einer anderen Reihenfolge lesen müsste, und sie bestärkte

mich darin, aus der vererbten *Sau* das *Aus* für mein bisheriges Leben zu machen, und die *Palme* zu einer *Ampel*, zu einem Wegweiser in die Freiheit. „Ja, Stefanie, wahrscheinlich hast du recht“, sagte ich jetzt mit einer Selbstverständlichkeit, als säße Stefanie körperlich neben mir. Und beim Sprechen dieser Worte fühlte ich mich vollkommen klar im Kopf, als hätte eine bewusstseinsweiternde Droge mich aus meinem Dämmerzustand befreit.

Ich bemerkte, dass wir uns dem Ort Neulengbach näherten über dem noch einige Feuerwerksraketen mit ihrem rotgrünen Leuchten am Himmel verglühten. Ich sagte zu Stefanie, sie solle unseren Escape an der *Neulengbacher* Autobahnabfahrt vorbeisteuern. Ich fühlte mich jetzt stark genug aus meiner Ehe mit Sonja und meinem Beruf als Onlineredakteur auszubrechen, das Erbe meines Onkel Wilhelms brach liegen zu lassen, und einer neuen Freiheit entgegen zu fahren. Einer Freiheit, die keine bestimmten Ziele hatte, sondern einfach nur darin bestand, unterwegs zu sein und sich von einer neuen Mobilität an die Ränder einer neuen Welt tragen zu lassen.



Hanna Rut Neidhardt

ROLLEN

ratull taroll

Die Hand am Lenker, tritt er aus der Tür. Er legt den Kopf in den Nacken. Eine gestutzte Bürste unter der Nase, eine zweite auf dem Schädel. Regnet es? Ein enganliegendes Radsport-Mieder umhüllt seinen Körper und lässt den ambitionierten Steckenpferdreiter erkennen. Ergeben liegt die Straße, bekraubbelt von unzähligen Rädern, Füßen und Krallen und Pfoten. Was, wenn sie sich einmal des Gewimmels auf ihrer Haut entledigen wollte? Sich ruckartig krümmte und glättete, um das Geziefer zu entfernen? Untergang im Radfahrzeug. Rollt ins Verderben, Rollatoren. Vertskater: je höher hinauf, desto tiefer hinab. Boliden, Kleinwagen, was bedeutet der Statusunterschied, wenn die Erde sich auftut und euch verschluckt? Groß Geschrei, Ersterben, endlich Friede. Es überleben Raben, Motten und andere Insekten im Flug möglicherweise, auf jeden Fall der kleine Prinz auf seinem kleinen Planeten. Klug wäre, hätte er zuvor eine kleine Prinzessin zu sich eingeladen - vielleicht mit Rollschuhen?



Die drei Lilien

Es standen einmal drei Lilien auf dem Felde. Sie säten nicht, sie ernteten nicht, und der Herr ernährte sie auch nicht, denn er hatte sie vergessen. Die drei wurden täglich dünner und schwächer, und wenn nicht bald ein Wunder geschähe, dann...

Das Wunder kam von Osten her herangebraust: zum Glück weder die Hunnen noch die Gelbe Gefahr. Mit brüllendem Gewirbel nahte nämlich der Heilige Helikopterus, der Schutzpatron aller, die sich schutzbedürftig fühlen. Er erblickte die Lilien in ihrer Gebrechlichkeit und rief ihnen zu, sie hätten drei Wünsche frei. Aber jede nur einen!

»Mobilität!« rief LilyA. Lilybä hauchte »trinken«, und Cehlilli wünschte, sich durch Gesang zu erheben.

Sogleich prasselte aus einer kleinen sackförmigen Wolke, die der motorengestützte Heilige hinter sich her zog, ein Regenguss auf die Lilien nieder. Auf der Stelle erholten sie sich, wurden stark und schön und farbenfroh.

Cehlilli reckte ihr geschweiftes Haupt, kräuselte ihre Kelchblätter, fand zu einem Räusperrn und dann zu einer Stimme, so eigen, dass die Steine auf dem Felde ringsum wie Butter dahinschmolzen und sogleich von Lilybä weggeschlürft wurden.

»Wo bleibt meine Mobilität?« rief LilyA, die sich angesichts des Glückes ihrer Schwestern zu kurz gekommen wähnte. Oh, LilyA,

wie heißt es doch gleich? Vorlaut kommt vor dem Fall...oder so ähnlich? Denn am Horizont tauchte nun auf, was weder gewollt noch bestellt noch ersehnt worden war.

Freilich bedürfen Erscheinungen von Geltung keiner Order und auch keines Wunsches. Erhebt sich früh die Sonne, weil sie einer bestellt hat? Bricht der Ätna aufgrund kollektiven Verlangens aus?

Es erschien also ungerufen, mit ähnlich gewaltigem Getöse wie der Heilige Helikopterus, der Welt-Mähdrescher, in Form eines Mistkäfers, grüngolden glänzend und so groß, dass er bald den halben Himmel verdeckte und unsere drei Zarten schreckensstarr standen. Er bewegte sich langsam und bemerkenswerterweise ohne Rucken oder Schwanken voran, auf schnurgerader Bahn und wie auf Rollen. Seine Flügel hatte er ganz leicht angehoben. Ihre rasiermesserscharfen Kanten schnitten für ihn eine Schneise in die Welt. Was immer dort stand, fiel: Behausungen, Gestrüpp, Wachsoldaten...

Es kam, wie befürchtet. LilyA stand auf seiner Schnittbahn und wurde abgemäht. Da lag sie, und die neugewonnene Mobilität half ihr gar nichts. Im Gegenteil. Binnen kurzem würde sie eintrocknen, wenn nicht noch ein zweites Wunder eintrat, irgendeines.

Eine Vase mit Wasser, in die einer sie stellen würde, oder zwei dicke Bücher, zwischen denen sie jemand glattpressen könnte.

Wenn nun aber ein Engel heranflöge und LilyA mitnähme in einen anderen Ort? BrasiliA vielleicht, oder KastiliA oder FamigliA? Damit sie dort noch einmal ganz von vorn anfangen kann? Das wäre unter

Umständen denkbar, aber unrealistisch, und damit treten wir ein in Kern-Wunderland.

Der Engel also ließe sich im Sturzflug auf dies Stückchen Land fallen, auf das es gerade geregnet hatte, um sich in einer Pfütze die Hände zu waschen, die vom Wolkenschieben rosa und lilablau verfärbt waren. Er würde LilyA liegen sehen, sie zwischen die Zähne klemmen, um die Arme zum Aussteuern seiner Flugbahn ganz frei zu haben, und mit ihr werweißwohin fliegen. Wohin? Wir wissen es nicht. Wir wissen ohnehin zu wenig, und schon gar nichts über den Ablauf, die Struktur und den Ereignishorizont von Wundern. Wundern Sie sich einfach nur, wenn Ihnen eines begegnet, denn dazu sind sie ja da.

Was aus LilyA nun wirklich wurde? Sie blieb liegen, schnurrte mit der Zeit zusammen zu einem Hutzeli und wurde eines Tages vom Wind mitgenommen und bis an die Wolken getragen.

Gut Ding will eben Weile haben.



O

Als ich vorigen Dienstag an der Haltestelle ankam, zur üblichen Zeit, in meinem anthrazitgrauen Anzug, der Kopf wie üblich angefüllt von Digitalspucke aus meinem Personal Computer, stand da zwischen den Fahrgästen, den üblichen, grau-in-grau, ein O. Es war etwas

größer als ich, von moderatem Leibesumfang und ovaler Ausprägung. Es hatte nichts dabei, weder Regenschirm noch Tasche. Zuerst hatte ich es fast übersehen, denn von der Seite betrachtet erschien es dermaßen dünn, dass man es eigentlich gar nicht wahrnahm. Es stand direkt neben dem Fahrkartenautomaten, wo es mir erst auffiel, als ich zurücktreten musste, um jemanden vorbeizulassen. »O« sagte das O, als ich es versehentlich anstieß. Es hatte eine volltönende Stimme in tiefer Tonlage. Es war in einen engen Überzug von satter, schwarzer Farbe gekleidet. Jeglichem modischen Firlefanz, wie auffallendem Schuhwerk oder glitzerigem Beiwerk schien es abhold. Und weil Understatement kaum durch optische Merkmale beeindrucken kann, schien niemand außer mir von dem O Notiz zu nehmen.

Die Bahn fuhr heran, die Fahrgäste schoben sich hinein. Als der Zug von der Station rollte, sah ich, dass das O gar nicht eingestiegen war. Warum stand es weiter an der Haltestelle? Hier verkehrte nur eine Linie. Wollte es jemanden abholen? Oder war ihm die Bahn zu voll?

Andere Gedanken des täglichen Auf und Ab stülpten sich über meine Überlegungen, und ich dachte erst wieder an das O, als ich nach der Arbeit aus der Bahn stieg. An der gegenüberliegenden Haltestelle stand es tatsächlich immer noch...oder vielleicht sogar wieder? Neugierig sah ich zu ihm hinüber. Es hatte sich kaum verändert, aber es wirkte nicht mehr so grundsollide wie noch am Morgen. Vielleicht hatte sein Bezug ein paar Flecken bekommen? Nein, das war es wohl nicht. Es schien eher innerlich angegriffen - wie in einer seelischen Schiefllage.

Und wenn schon - angehen würde mich das jedenfalls nichts. Das O war O genug, auf sich selber achtzugeben. Ich strebte meinem Heim zu und verbrachte einen üblichen Abend. Erst als ich am nächsten Morgen die Halteplattform betrat, fiel mir als erstes das O ins Auge. Es sah elend aus. »Man müsste sich um es kümmern« dachte ich, hatte aber keine Zeit, etwas zu unternehmen, weil ich schon die spätere Bahn genommen hatte und mich abhetzen musste, um rechtzeitig in die Agentur zu gelangen. Die Arbeit nahm mich stark in Anspruch, so dass ich das arme O gänzlich vergaß und es erst wieder bemerkte, als ich abends aus der Bahn stieg. Es wirkte aufgeweicht, trotz des trockenen, immer noch sonnenhellen Tages, und hing halb über dem Geländer, das die Haltestelle von der Straße abschirmte. Mehrere Dellen und eine Menge Flecken ließen es krank und heruntergekommen aussehen.

Ich konnte den Anblick nicht länger ertragen. Ich lief über die Gleise und sprach es an: »Darf ich Sie auf eine Tasse Kaffee bei mir einladen?« fragte ich.

Das O ächzte, stellte sich mit einem schleifenden Geräusch halbwegs auf und folgte mir mit geringem Abstand. Niemand schien Notiz von den Vorgängen zu nehmen. An der Haustür wartete ich, bis das O mich eingeholt hatte, ließ ihm den Vortritt, öffnete den Lift, den es mit Nonchalance betrat - wobei dieses Wort eigentlich nicht passend erscheint, denn womit hätte es treten sollen? -, und wir fahren bis in die achtzehnte Etage, wo ich ein geräumiges Eigentums-Appartement bewohne.

Gleich hinter der Eingangstür wirft ein wandhoher Spiegel dem Eintretenden sein Bild entgegen, was häufig schockierend, gelegentlich grausam, bisweilen aber auch beruhigend wirken kann.

Das O blieb wie angewurzelt stehen.

Fassungslosigkeit, ein langes ooooooooooh, augenblicklich straffte sich mein Gast und nahm Haltung an. Kerzengerade ragte er auf, Flecken, Kratzer und blinde Stellen verschwanden. Sein Korpus zeigte sich binnen Augenblicken im edlen Glanz eines seidenmatten Schwarz. Bewunderung glomm auf in meinen Augen. Mein Gast, dies wahrnehmend, wuchs über sich selbst hinaus, indem er seine gebauchten Flanken anspannte und in die Länge zog, bis er mich um ein beträchtliches Stück überragte.

Mein Blick glitt hinauf bis zum Scheitelpunkt, der, gerade noch von schwarzer Farbe, nun ins Violette changierte. Im nächsten Moment erglänzte das O bis zur - man verzeihe den unpassenden Ausdruck - Sohle hinunter in leuchtendem Fliederlila, darauf in himmeligem Blau, dann wieder geheimnisvoll in Indigo, eine Kaskade von Farbschauern zog über die Figur hinweg, die in ihrer gelängten Form an Gestalten aus der Bildwelt El Grecos erinnerte.

Welch ein Schauspiel! Kaum konnte ich den Blick von meinem Gast wenden, der meine Aufmerksamkeit aufsog wie Himmelsbrot. Er folgte mir in den Wohnraum.

Ich habe beruflich mit Design zu tun und war seit kurzem stolzer Besitzer einer Serie von Drucken serifenloser Lettern aus Jan Tschicholds »elementarer typographie«. Ich hatte sie überaus prä-tentiös rahmen lassen, mit regenbogenfarbenen Passepartouts und

silbernen Rahmenleisten. Als das O meine Kollektion wahrnahm, stieß es kurze schrille Laute aus, die ich als Entzückensbekundungen interpretierte. »O-ohhhh!« rief es, vor jedem neuen Blatt, und es verlor dabei an Länge, indem es an Fülle zulegte: »Oh-oh-oh« schrie das O und kriegte sich kaum noch ein vor Begeisterung. Ich setzte inzwischen Kaffeewasser auf, und als ich aus dem Küchenbereich in den Wohnraum trat, sah ich ein kreisrund geformtes O unterhalb meiner Bildergalerie entlangkugeln, während es unaufhörlich Ausrufe höchsten Vergnügens ausstieß.

Als ob es dies noch steigern wollte, begann es nun zu hüpfen. Gerade so wie ein Flummiball, sprang es federnd nach jeder Landung höher auf, landete bald auf dem Boden, bald auf Möbelstücken, tollte um Obstschalen, schaukelte ausgelassen in einer Blumenampel, rollte, klein wie eine Apfelsine, übermütig an Wänden hoch und quer über die Zimmerdecke, von deren Mitte es sich in eine Ikebana-Schale auf einem niedrigen Tisch plumpsen ließ. »Oh!« rief es aus, prustend und keckernd, als Wasser aus dem Blumengefäß spritzte, »oo-oo-o-o-o« gackerte es in Salven, als es, blitzartige Haken schlagend, um meine Füße rollte, während ich das Kaffeetablett in das Zimmer trug und alle Mühe hatte zu vermeiden, dass ich das O aus Versehen trat.

»Bitte sehr, der Kaffee« sagte ich.

Das O sprang auf den Tisch, schwebte für die Dauer von drei Atemzügen über der Tasse, die ich ihm hingeschoben hatte - sein Umgang mit den Kräften der Gravitation war wirklich erstaunlich - ließ dann wieder ab und kugelte hinaus auf den Balkon, wo es wie eine Katze

auf dem Geländer paradierte. Dabei gewann es an Größe und hatte im Nu sein ursprüngliches Format wieder angenommen.

Ich lief hinaus, in der Hoffnung, es vor einem Sturz in die Tiefe bewahren zu können. Unten auf den Parkplätzen sah ich Leute stehen und zu uns heraufschauen. Das O hatte sie wohl auch bemerkt, und es holte mit seinem Sinn fürs Dramatische aus zum ganz großen Auftritt:

Aus seiner inneren Rundung schallten tiefe, volltönende Klänge in beträchtlicher Lautstärke: »OH! OH! OHOOO!«schmetterte es vom achtzehnten Stockwerk aus über das Gelände mit Parkplätzen, Rasenflächen und Zufahrtswegen hinweg. Das Publikum unten war weiter angewachsen. Das war mir peinlich, denn ich scheute davor zurück, mich hier irgendwie zu exponieren. Letztendlich war das O für sich selber verantwortlich.

Inzwischen intonierte es mit zusammenhängenden Tonfolgen in der Art von Koloraturgesängen populäre Arien. Ich erkannte einige, und mit der Präsentation von »Freude schöner Götterfunke« erhob sich das Symbol der Vollkommenheit, auf doppelte Größe angewachsen, ganz leicht vom Geländer und schwebte hinauf in den immer noch hellblauen Himmel. Es kreiste dreimal über meinem Haus und flog davon.

Ich sah es kleiner werden und in den späten Strahlen der Abendsonne silbrig aufglänzen. Irgendwann war es verschwunden.

Seufzend ging ich wieder hinein.

»Oh«, sagte ich, »jetzt ist mein Kaffee kalt geworden«.



Rollen

Ein neuer Tag, ein nagelneues Unglück, das sich doch lange verbarg und im Dunkeln alt wurde.

Alles ist wie immer: Die Kellertüre schnappt, die Luftpumpe schnauft, der Weg lagert schon, bereit für alle Tagesanfänge der Welt. Das Hirtentäschel wartet auf mich, biegt mir seine gespaltenen Herzen entgegen. Kommst du mit, könnte ich es fragen, und fahre doch vorbei - was ist so wichtig, mein Hirtentäschel zurückzulassen. Wege bieten sich an, Pfade heften sich an das rollende Gummi, wie Spinnrad, wie Rhönrade, weiß das Rad den Pfad und fährt drauflos, um irgendwo anzukommen und dorten hineinzugehen und Eintrittsgeld zu entrichten und einzutreten und stauenden Blickes Blicke zu werfen.

Oder: man tritt ein in die Quälzelle, man wartet auf Text – gesprochen oder gedruckt verkündet, am Ende steht die Welt kopf, am Kopfstand hängt das Ende, und wieder wirft einer Blicke und befiehlt Dinge und jemand schluchzt auf und die Zelle quält und quält und ist kein Entkommen - wenn auch das Hirtentäschel tröstet.

Und nun, das himmlische Feuer, drückt flächig nieder auf Wagen und Fliegen und Mobiliar der Straße. Licht plumpst vertikal in die Erlebnisblöcke, was bitte ist das, das ist ganz einfach Länge mal Breite mal Höhe, simultan erfassbar, das wäre ein Erlebnisblock.

Erscheinungen erscheinen, nun also ein Rot, roter als das roteste aller denkbaren Rots, dargeboten als Frau in Rot unter vertikal vibrierenden Lichtstäben, schattengekühlt, eine Impression ist das und wozu taugt die bitte? Kann ich mir dafür etwas kaufen? Steigert sie mein Wohlbefinden, mindert sie die Qual, könnte sie z. B. die unsichtbaren Peiniger quälen? Natürlich nicht. Wozu fügt sich, was man Leben nennt, aus nichtsnutzigen Impressionen?

Ha! Impressionisten. Trauben von Rentnern, umgeschnallte Audio-guides, da wird blablat dass die Ohrlöcher sich winden, hier rein, da raus, und das Glotzen nicht vergessen, Impressionen der Impressionen die das Sein sind. Warum kann ich eigentlich nicht mein Hirtentäschel schnappen und mich einfach davonverfügen? Ich könnte ein Flugobjekt werden, ein materielles Nichts mit Hirtentäschel, frei schwebend, allwissend, unquälbar und nichts und niemandem verpflichtet. Seine Ruhe könnte man haben, seinen Gedanken könnte man nachhängen, und wenn es dorten keine mehr gäbe, dann hätte man definitiv noch mehr Ruhe, vor Impressionen und Rentnern und undefinierbarem Unwohlsein, Räder wären bloß ein Witz und Rot so gut wie Braun und Schwarz und Graublau. Leider zu viele Konjunktive. Das Fleischliche mit seinen gesammelten Farben und Impressionen und Ekstasen und Qualen macht sich nicht so einfach davon, mit Boshaftigkeit beharrt es auf Präsenz, zum Beispiel in diesem Bild, es saugt sich an mich, wo alles ringsum ins Farbige fleucht, aber hier wird mein Auge genagelt. Hierbleiben! Grau und schwarz. Die Ebene von Arbonne, la plaine d'Arbonne, eine sumpfige Mondebene, so einsam und verwüstet liegt sie unter einem Himmel dem sie schnurzegal ist, die arme versaubeutelte Ebene mit nix als zerrissenen Schollen und Gestrüpp

und randseitiger Vegetation, triangulare Schemen stehen rundum und gucken stumpfsinnig in die Zone. Und dann das Kind! Von der Seite erhellt. Ist es der Sonn/oder/die Mond von Arbonn? Traurig, traurig, wer kümmert sich denn nun um das arme Kind. Es sitzt bloß da im Foto von 1860, keiner kennt es, keiner will es gewesen sein, vor der Verantwortung drücken sich wieder einmal alle.

Eugène aber hat sich in mein Herz gefressen, in eines der zahlreichen Kämmerchen, mit schwerem Mut/säuft Herzeblut.

Später halbdepp nach dumm Gebabbel in wohliger Arglosigkeit, nach Jonglierakten im Grünen, scheppernde Deckel - Rinderpastete - was soll das Rind dazu noch meinen? So ein kräftiges Rindertier voll muh und Maul und sieben Mägen, alles für eine scheiß Pastete an einem Nachmittag voll dumm Gebabbel? Einfach austreten. Wir gehn dann mal, danke, bitte, oh ja, und gerne, ja natürlich, wir auch, das war ja sooo, klapp und bumm und brumm und schon wieder dreht sich das Karrussell! Früher warens bloß Pferde und Wagen und Motorräder und manchmal ein Feuerwehrauto. Heute: Ein Geistercamion/Aus der plaine d'Arbonne. Mann, Frau, Kind hinter der Scheibe, alle ritzegrau, Ohren, Nasen, er fährt außerdem gar nicht, er schwebt außerhalb von Zeit und Ort, jeder andere hat Farbe und Speed und Destination, nur ER ist ein Versehen des Ultimatens: verschleppte Zeit, aus dem Kosmischen hinübergerattert in die Berliner Straße...an deren Rändern man übrigens vergeblich nach Hirtentäscheln suchen würde---

ein neuer Tag, heute bitte kein Unglück, davon gabs schon genug.

Seidenblau, der Himmel.

Sonne und neue Arbeit.

Hoppla, spricht der Rücken. Zäsur.



Christina Schößler

Auszug aus der Erzählung „Exodus“

Exodus

Der See lag. Hingegossen. Schwer. Sie starrte in die bleierne Fläche. Seit über einer Stunde schon. Einen Wimpernschlag zu lang und der Blick beginnt zu ertrinken. So fühlt es sich an, dachte sie. Ein Flugzeug kreidete Schneisen in den viel zu blauen Himmel. Azaleen stachen ins flirrende Licht. Irgendwo zirpten Grillen. Monoton. Im Gleichtakt. Als hätte sie jemand aufgezogen. Die grauen Gebirge, die sich eiskalt spiegelten. Wie fest das alles aus sich herauschaute. Dann machten sich ihre Schultern beweglich, sie wendete sich um, langsam, aber bestimmt.

So war es also. Hier, mit der Einsamkeit. Mit ihr. Zwei Wochen war es her, seit sie die Stadt verlassen hatte. Damals regnete es, in Strömen, und das hatte ihr den Abschied leichter gemacht. Das trug sie fort. Wohin, das war ihr noch nicht klar. Hauptsache, es trug.

Sie dachte an die Wohnung, sah jedoch nichts, sondern hörte, hörte nur, all die übereinandergeschichteten Frequenzen, die dröhnenden Tage, lauten Nächte, die knallenden Türen, den unentwegt plappernden Fernseher, all das durch diese Wände aus Papier, sein Geschrei, er, das brüllende Tier. Die Stille war einfach verschwunden, alle Eigengeräusche, Gedanken, irgendwohin abgetrieben, Verschollene. Dann kamen die Bilder: Sein von Alkohol und Wut gerötetes Gesicht, die Augen, gelb und gierig, zu nah an den ihren,

seine Faust, ein Stein in ihrer Magengrube, ihre Haut, ein blauviolett verschwollener Kontinent. Das war nicht mehr ihr Körper. Nicht mehr. So wie sie nicht mehr sie war. Nach all dem.

Das Licht schimmerte schon dunkler auf den Steinen. Schwefliges Wolkengebräu stand jetzt dort oben am Himmel. Ein weiches Zwielicht, das sie mochte. Noch immer das Grillenzirpen. Das begleitete sie, unsichtbar, doch beständig. Sie drehte ihre schlaflosen Augen, suchte nach dem Weg, auf dem sie hergekommen war. Hierhin. In diese Fremde, diese anderen Räume. Es tobte noch immer in ihr.

Da war der sandige Pfad, hell, leuchtend floss er durch krauses, struppiges Gras. Er führte direkt zur Hütte, die oberhalb des Sees lag. Sie schloss die Tür hinter sich. Endlich. Etwas in ihrem Rücken, das sie barg, abschloss vor dieser weiten, fremden Landschaft. Die Hütte war ganz aus Holz. Mit zwei Fenstern, die gaben den Blick frei auf den See. Es roch nach Kohle, altem Tee, nach einer Spur Kirschtobak. Jedenfalls roch es nicht schlecht, beschloss sie. Anders. Fremdartig. Auf eine für sie unbestimmbare Art aufregend.

Ihr müder Arm griff nach dem Teekessel, der neben zwei abgeblätternen Kochtöpfen aus Emaille stand. Sie ließ das Wasser einlaufen. Das machte ein dumpfes, plätscherndes Geräusch, als würde ein tiefer Brunnen gefüllt. Sie setzte den Kessel auf den alten Gasofen, schaute aus dem Fenster. Es mochte jetzt schon um sieben sein. Dort hoben sich die kantigen Berge, schwarz-violette Scherenschnitte vor dunkelblauem Transparent. Der Abend kam hier langsam, zumindest kam ihr das so vor.

Sie musste plötzlich an Marita denken. An die langen Abende im Sommer, die sie gegessen hatten auf dem Balkon. Gegessen und getrunken hatten sie. Damals noch den billigen Rotwein. Der schmeckte gut, weil sie mit Marita trank und redete. Dazwischen auch viel Schweigen. Das schummrige Licht der Kerzen, das Blaken der Dochte. Und immer mal wieder leises Knistern, Insekten, die in die Flammen flogen, sich langsam krümmten und dann im Wachs schwammen. Kleine, schwarze Figuren. Marita hatte eine schöne schwankende Stimme, und ihre langen, leicht gelockten Haare standen wild, irgendwie immer zerzaust. Sie waren in einer wunderbaren Unordnung. Ob Marita die absichtlich da hineingebracht hatte. Sie erinnerte sich jetzt, dass sie sich das damals manchmal gefragt hatte. Und auch daran, dass sie viel gelacht hatten. Dabei kamen Maritas anarchisch stehenden Schneidezähne zum Vorschein. Die verliehen ihr etwas Hexenhaftes, eigentümlich Warmes. Diese strahlend weißen geraden Zähne, die sie von manchen Menschen kannte, waren ihr nie geheuer gewesen. Sie mochte es, Marita zuzuhören. Auch beim Telefonieren. Sie legte die Muschel so nah wie möglich ans Ohr. Das Sprechen, das Schweigen, manchmal Vögel im Hintergrund, Rauschen in der Leitung. Wie eine leichte Brandung schlug es zwischen Ihnen.

Damals, als Marita lange fort war, hatte sie sich einmal alte Nachrichten von ihr auf dem Anrufbeantworter angehört. War das Marita? Vielleicht. Etwas von ihr. Nicht sie. Das hatte sie Marita nie erzählt. Warum auch. Es war nicht von Belang. Marita hatte ihr den Schlüssel zu ihrer Wohnung überlassen, und sie hielt sich oft in der Küche auf. Dort war es still und warm. Sie entdeckte einen Notizzettel am Kühlschrank, auf dem stand mit grünem Buntstift in

weicher Handschrift geschrieben: „Aufbruch – mühelos...“. Warum Marita diese Worte aufgeschrieben hatte, wusste sie nicht. Doch diese Worte hatten sie nicht in Ruhe gelassen. Sie standen plötzlich wieder in ihrem Kopf wie eine riesige Leuchtschrift. Sie waren wie Warnlichter, die in einem rhythmischen Pulsen bis in ihr Blut vordrangen. Sie kamen von innen, sie kamen von außen. Sie umzingelten ihren ganzen Körper wie kleine lichte Tiere, sie waren es, die sie zum Auszug bewegten. Zwei Worte, auf einen gewöhnlich gelben Merktzettel gesetzt. Es war wie ein Wunder.

Sie fuhr zusammen. Der Teekessel hatte einen schneidenden Pfiff gegeben. Sie brauchte eine Weile, um den Blick wieder zu finden. Den Kessel vom Ofen nehmen, Teebeutel in eine Tasse hängen, Wasser aufgießen, Zucker suchen und finden. Das sprach sie sich zu. Schrieb sie sich vor, in die Luft wie auf einen unsichtbaren Merktzettel. Die Schritte, Handlungen, die jetzt zu tun waren. Erleichternd folgerichtig. Einfach.

Vor den Fenstern war es mittlerweile schwarz. Ein kompromisslos Dunkles, Ungegenständliches. Als hätte es all das da draußen nie gegeben. Die Farben, die tagsüber zu sehen waren. Die Berge, der See, die Azaleen. Das Zirpen der Grillen. Natürlich. Das war da. Ferner jedoch. Kaum hörbar.

Sie zündete eine Kerze an, nahm die Teetasse, stand unentschlossen zwischen Stuhl und Bett. Sie legte sich aufs Bett, rollte Erinnerungen ab wie alte Tapeten. Lange ging das so. Dann wurde ihr Blick anders, langsam, fast unmerklich. Er ruhte auf den Dingen, blieb, barg sich in ihrer Anwesenheit. Ein Tisch, ein Stuhl, eine Kerze. Verschiedenes noch. Küchengerät. Der alte Ofen, mit den vielen kleinen Kratzern

im mattweißen Lack. Die sahen aus wie feine Spinnweben. All das war da. Und sie war hier. An diesem Ort, der ihr für einen kurzen Augenblick zu abwegig erschien. Wie würde der Morgen sein, das Licht, die erste Nacht. Eine dunklere, tiefere Nacht als in der Stadt.

Ihre Muskeln verharrten noch immer. Kalt. Steif. Verkürzt. Von diesen langen Schrecken. Die Schläge hatten sich eingegraben. Wieder und wieder.. Sie setzten Spuren. Überall. Hier war es still. Das Klingeln und Summen in den Ohren war noch immer da. Eine Glocke links. Läutend. Wie aus einem fernen Tal. Ununterbrochen. Rechts ein Piepen. Das Sendeschlusspiepen, das sie aus ihrer Kindheit kannte. Da gab es noch einen Schluss. Ein Ende der Bilder. Wo waren die Enden hingekommen? Allmählich hatte sie sich an diese Töne gewöhnt. Sie gehörten zu ihr. Wie quengelnde, kleine Geschwister. Es war anders, seit sie da waren. Es gab keine Stille mehr. Oder die Stille war anders geworden.

Es lag sich gut auf diesem fremden Bett. Ungewöhnlich weich. Das hatte sie nicht erwartet. Womöglich hatte sie gar nichts erwartet. Ihre Hände umschlossen den warmen Tassenkörper. Dampf stieg hoch. Kleine graue Gespenster. Nebelnde Formen, flüchtig, verschwindend in den Raum geschrieben. Schlaf. Daran zu denken musste schon wieder aufgegeben werden. Der war verschwunden. Hatte sich zurückgezogen. War zu einer Legende geworden. Womöglich war er da gewesen. Sie konnte sich nicht mehr erinnern. Schlaftrunkenheit. Wie hatte sich das angefühlt.

Es regnete. Wind strich leise um die hölzernen Wände. Die Hütte, ein Schiff jetzt. Sie trieb hinein in die Nacht und noch in ihren

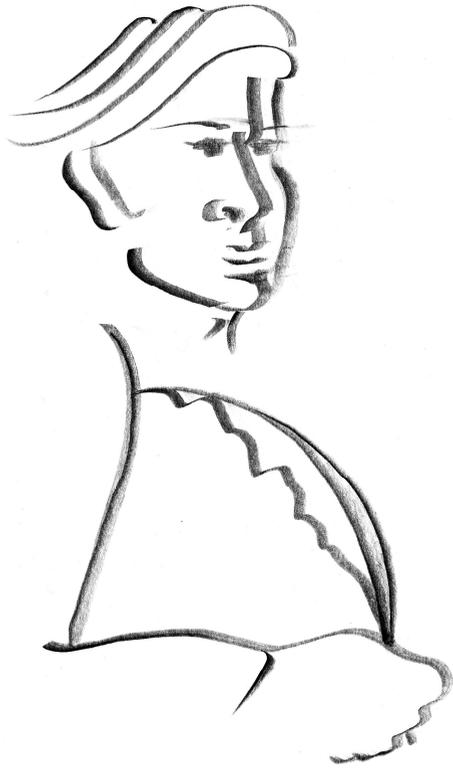
Gewinnertexte „Sprache und Mobilität“

Träumen leuchtende Worte, kreisend wie das Licht eines Leuchtturms - „Aufbruch – mühelos...“.



Mundart





Katharina J. Ferner

Schwarzwaldpoesie

in meim goatn leben

fresch bienen rabn taum wepsn spinnen
eichkatzal marder sperling fliagn omeisn
kotzn spotzn schmettaling und a libönsötn
gösn oba de lem nia long

de libön is deppat

i hob scho des glos von da terrassentia
zuapickt damit sie ned dagegn fliagt

obe dea is ned zum höfn

soitat de si ned bei de fresch herumtreibn
denk i ma

san eh so goschat und ned zum übahearn

die bienen hom eana ruah in meim goatn i
mah nia an ros

nua monchmoi laf i blossfiassat durchs
gros des bringt oba nix

des gros is strohig wurdn von da sun

und distln gibts a

i würd jo an esl aufnehma wegn de distln
und die taubn ogebn oba bis jetzt hot si no
koana vuagstöt

di spinnen loss i leben da gösn wegn

de wepsn daschlog i mit da klatschn

de fliagn sterbn eh

nua gonz wenig schoffns üban teich

am liabstn hob i s eichkatzal oba des
kummt nur vormittogs

imme aufa hoibe zehne springinkalts
durchn goatn

den marder siag i ni oba oamoi hot a si an
meim radl vagonga i bin ma gonz sicha

de nochban homs a gsogt

von de vegl mog i di spotzn gern die
sperling klaun ma oiwei es obst und die
rabn pudln si so auf

monchmoi gibt eana des oachkatzal ans
mit da nuss

Gewinnertexte „Sprache und Elemente“

wonn es brot oid wird brösl i de omeisn a
schlemmalond

drei tog brauchns bis ois wegtrogn hom

i vasuach echt koane nidaztretn

monchmoi kriag i kotznbsuach

drahn donn a runde durch d wohnung und
teifln umadum und ob und zua schmus ma
sogoa

monchmoi fliagt ma a schmettaling ind
hoa

meistns wonn is gwoschn ho

die bienen megns schampo a

i mog de bienen oba gern ned so nah



i laf durch die kneipponlog

dass noch olle seitn hi spritzt

dass ma des ned mochn soi

de kinda wüard ma zaumscheissn
oba i bin scho z oid
drum schauns na bled
i laf üban woidbodn
loss di zweigal knackn
und de oichkotzal flitzn an mia vorbei
knoin ma eanare buschign schwanzal umd
knöche
de kinda hoitn nussn bereit
umasunst
i laf üban asfoit im regn
durch die dreckpfützn ohne schuach
weil i gummistifö ned aussteh ko
d mama würd mi so ned ins haus lossn
oba i mi scho
streif die fiaß am wohnzimateppich aus
schwoaz auf schwoaz
merkt eh neamd –

denk i ma



a schüdkäfa duschd gegnd maua

bei de fisch wüad ma glei diagonstizian

da käfa oba streckt die bandal in d luft und
strampöt

di maua is de drittheifigste todesursoch
von de schüdkäfa

de zweite is a menschnfuaß

an da offanen lompn hom si se a scho oft
vabrennt



da oide köhla wohnt

im hoizvaschlog

an da traubneichn

Gewinnertexte „Sprache und Elemente“

de schif gwochsn ins fensta hängt
die zweige san dem köhla sei wäscheleine
sunst siagt man kaum
sei ruf is dahi
zündler zischln de bama
hinta seim ruckn
obwoi scho long koa rauch mehr aus da
köhlerei kummt
luftvapesta sogn de umweltschütza
de in de maulwurfsgrebn drinhockn
natürlich mit volla rücksicht
ohne de viacha zu vastörn
da köhla oba ko ned schlofn
schattn triabn sei iris
und in seina haut
glaht es feia



klatschmohn

siaße sünd

di gräsa traun se übas ufa auss

streckn die hoim bis zu de spitzn

da fährmo ruadat am ruign see

soga die fliagn sand zach

oilewei a summa

bevur d sun de fliagl osengt

de kloan hiana zuadraht



ob und zua foin ausghungate wondara
beim mir ei

dass de si einatraun

di kinda gegang zerscht

si kumman in gruppn und monche
schleichn si donn durchd hintatir

si moanan i merks ned

Gewinnertexte „Sprache und Elemente“

wi s gschert zum ofn schaun
eanere bresl übaroi vateiln



gestan bin i aufn beag aufiglaufn
bis zua hittn woas donn doch gonz schee
weit
mit de turnschuach duachn schnee
i ho richtig gsechn wia die vogal in de bam
huckn
und mi auslochn
i ho ma docht dass de goa ned so bled
dass des a amoi übasechn eana scho
irgndwonn
es schnabal eigfrert



du host morchln in de wongen
vasteckt
i siags genau wi sis ausdruckt
ois würdn da glei di zent ausfoin
mogst es goschal ned aufmocha
mogst as netta ausspeim
muas i di zwinga
ge du konnst da doch ned ois in mund
stopfn
wosd do so finst
de klan lekarein
mogst as ned mit mia teil sogst
ois gabats ned gnua



es gibt kane monsta im see homs oiwei
gsogst oba

Gewinnertexte „Sprache und Elemente“

glabt hob is eana ned wei wonnst donn am
ufa stehst

und es wossa schleimt aso und da wache
bodn

host scho an foischn schritt gmocht und
rutscht eini

in an see wosd ned amoi aufn grund siagst
und wonn

i mi zaumreiß und einihupf oda von oam
ufa zum ondan schwimm

gspir i imma so a pumpern im heaz und im
hois

und i schwimm: topfa mit ordentliche
tempo bis i nimma weita ko

die bana owistön muas in schlamm

so a zacha summa

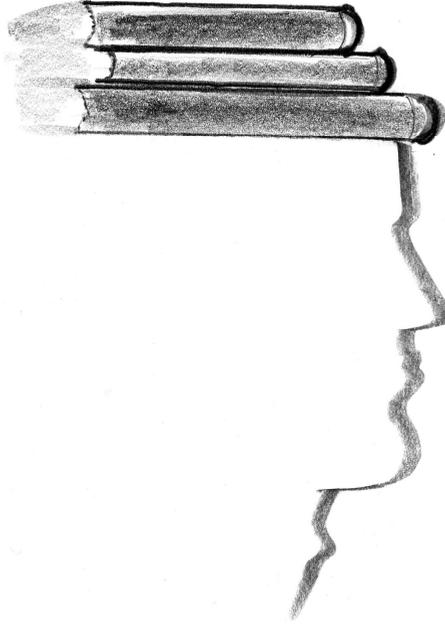


neilich im schwimmbod hob i a maus
übasetz n gsehn

de schwimmarin hots ned gmerkt

Gewinnertexte „Sprache und Elemente“

dass do a naga auf ihr schuita krabblt is
und i hob einfoch amoi nix gsogt
bis es ufa scho näha woa
woit ma kann mausetod aufs gwissn lodn
erst kurz vorm zü hob i dem tia an schubsa
geb'n
kunnt a a vasehn gwen sei
de schwimmarin hot mi agmotzt und is
weitagschwumma
s mausal is no a zeit am becknrond
herumglungat
i hob donn an kopf obitaucht
nua zua sichaheit
dass ned auf blede gedonkn kummt
hot mi glei bes ogschaut
warat gern no a rund schiffalgfoahrn
i hobs donn opfaucht
do hot sie sie ogschissn
und is davogrennt



Förderpreis





Leonard Schneider-Strehl

Sprache macht mobil!
Vier Gedichte auf einen Vers gestellt

I

Als der Mensch das Rad erfunden,
dachte er sich schon verwegen:
Die Distanz ist überwunden,
muss die Nähe nicht mehr pflegen.
Wird es mir zu laut, zu viel,
fahr ich fort, ich bin mobil.

Wurden ihm dann die Gebaren
zwischen Mensch und Mensch zu heiter,
ist er also fortgefahren,
kam jedoch nicht wirklich weiter.
Ihn beklemmte ein Gefühl,
nein, er war nicht recht mobil.

Was hat mir – er sann im Fieber -
die Mobilität genommen?
Endlich sprach sein Gegenüber:
Lass uns wieder näher kommen.
Und sie sprachen gut und viel.
Merke: Sprache macht mobil.

II

Fünf Uhr dreißig auf dem Bau des Turms zu Babylon:
Wie ein Blitz durchfuhr es alle werkenden Gemüter.
Dieser sagte: Packt mit an! und jener sprach: Get on!
Und ein Dritter: Travaillez! Da lachte der Gebieter.

Gottesfürchtig war'n sie all', doch ebenso bequem.
Als sie merkten, dass sie nun einander nicht verstanden,
sagten sie Adieu!, Goodbye!, Adios! Und Angenehm!,
zogen rasch den Hut und kamen sich seither abhanden.

Der Gebieter auf dem Richtstuhl: Das ist das Problem!
Heute glauben sie, dass sie die Sprache selbst erfanden,
lassen mich nicht zeigen, wo sie dringend schauen müssen,
dass sie es beim nächsten Mal zumindest besser wissen.

Fünf Uhr vierzig auf dem Turm zu Babel, es war schwül:
Doch sie rannten um ihr Leben. Sprache macht mobil.

III

Ich fuhr hinauf ins Reisebüro,
um mich beraten zu lassen.
Nichts teures im Sinn – nur... einfach so.
Man will ja nichts verpassen.

Es sitzt im siebenten Obergeschoss,
im höchsten Gebäude der Kleinstadt.
Dort wartete freundlich Herr Albatross,
der nichts ohne höflichen Schein tat.

Gewinnertexte „Sprache und Elemente“

Herr Albatross war äußerst galant,
er sprach in den farbigsten Bildern,
er wusste mir jeden Ort aus dem Stand,
als wären wir dort, zu schildern.

Von Wüsten sprach er, vom Mittelmeer,
von saftigen Südseeinseln.
Auch Großstadtleuchten konnte er
mir ins Gedächtnis pinseln.

So ging das eine geraume Zeit,
dann fragte er: Wollen Sie buchen?
Ich dankte und bat um Verzeihung: Nicht heut'.
Ich werde Sie wieder aufsuchen.

So sprach ich, aber dachte dreist:
Das krieg' ich zu feileren Preisen.
Ich fühlte mich, ach, so weltbereist,
das, ohne die Welt zu bereisen!

Nun fahr ich jeden Mittwoch hinauf
ins Reisebüro zum Lauschen.
Man muss nur beachten - sonst fliegt es auf -
Perücke, Mantel und Brille zu tauschen.

Moral von der Geschicht':
Man treibe sein hübsches Gedankenspiel,
es heißt ja: Sprache macht mobil.

IV

Manche Leute reisen, um zu sprechen
oder für das glänzende Profil.
Andre aber sprechen, um zu reisen,
denn sie wissen:
Sprache macht mobil.



Zu den Autorinnen und Autoren

Almut Aue

Geboren in Jena/Thüringen. Abitur in Kassel. Studium der Malerei, Frankfurter Städelschule; Germanistik-, Romanistik-, Kunstgeschichts-Studium, Uni Frankfurt. Arbeit als Fremdsprachenkorrespondentin; Lektoratsassistentin bei S.Fischer; Lektorin, Korrektorin im Melzer Verlag. Lehramtsstudium (Deutsch, Politik) an der Uni Frankfurt; Lehrtätigkeit an einer Frankfurter Gesamtschule. Arbeit als Redakteurin im Bereich ‚Kulturelle Praxis‘ des Hessischen Landesinstituts für Pädagogik, Wiesbaden.- Mitglied in der Literaturgesellschaft Hessen (LIT) und in den Lyrikgruppen *controVERS* und *dichtungsfans*. Lesungen im *Frankfurter Literaturtelefon* des VS und auf zahlreichen Veranstaltungen der LIT. Veröffentlichungen wortspielerischer, gesellschaftskritischer Lyrik und Prosa in Literaturzeitschriften, Anthologien und Kunstkatalogen. Zahlreiche Kunstaussstellungen/Performances im In- und Ausland. Almut Aue lebt und arbeitet heute in Frankfurt und Italien.

Norbert Authenrieth

1950 in Nürnberg geboren, seit 1970 verheiratet, drei Kinder und fünf Enkel, seit 1977 wohnhaft in Cadolzburg. Promoviert (Volkskunde, Didaktik der Geschichte und Schulpädagogik). Rektor einer Mittelschule, seit 2012 im Ruhestand. Seit den siebziger Jahren Mundartlyrik und –epik, und hochdeutsche Texte, zahlreiche Veröffentlichungen und Lesungen, u.a. Rundfunksendungen (u.a. „Wort in der Volksmusik“) in BR2, erfolgreiche Teilnahme an Wettbewerben, u.a. 1. Preis beim „1. Fränkischen Kurzgeschichtenwettbewerb“ 2016. Sprecher des Collegiums Nürnberger Mundartdichter, Mitglied im Vorstand des Autorenverband Franken, in diesem Schriftleiter des "Literarischen Journals" und der "ZimmerLese" (jährliche Anthologie). Letzte Veröffentlichungen: (Hg.): Fränkische Gschmäggl. Nürnberg 2016; Coburger Autorengruppe Schreibsand (Hg.): fränkisch+frech+frei. Sonnefeld 2016; Der Mensch ist ein gar seltsames Wesen. Iatrios. Sonnefeld 2017; (Hg): Weihnachten! Ein fränkisches Lesebuch zum Fest des Jahres. Sonnefeld 2017.

Melanie Barbato

wurde 1981 in Immenstadt im Allgäu geboren. Sie ist promovierte Religionswissenschaftlerin und forscht derzeit an der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster zu den Sprachstrategien im hinduistisch-christlichen Dialog. Ihre Gedichte sind in Literaturzeitschriften und Onlinepublikationen erschienen.

www.melaniebarbato.com

Felix Buehrer

wurde 1959 in Basel geboren und arbeitete über Jahre in der Abwehr von Geldwäsche und der Bekämpfung von Terrorfinanzierung. Seine früheren Engagements: Bauhandwerker, Betriebswirt und Redaktor einer Zeitschrift. Er ist als Compliance Officer tätig und schreibt literarische Texte, die in Zeitschriften und Anthologien veröffentlicht werden. Felix Buehrer lebt heute in der Nähe von Zürich.

Wolfgang Dorner

ist 1967 in Wien geboren worden und arbeitet als Maschinenbauingenieur. „Zum Schreiben kam ich über meine Tagebücher. In den Jahren 2006 - 2011 belegte ich in unregelmäßigen Abständen Schreibkurse, um mir Schreibkenntnisse anzueignen. Daraus ergaben sich Lesungen. Im Jahr 2014 und 2015 wurden in den Anthologien Landschreiber Bände 2 bis 4 Texte von mir publiziert. Wenn es die Zeit zulässt, beschäftige ich mich natürlich mit Literatur, lese alte und neue Literatur oder beobachte leidenschaftlich gerne die deutschsprachige Gazettenlandschaft. Ab und zu schreibe ich als freier Mitarbeiter für eine österreichische Tageszeitung im Wissenschaftsbereich. Ein Erholungsrefugium zum Alltag ist die Stille und Ruhe, die ich in der Natur oder bei Stadtpaziergängen in den Seitengässchen der Wiener Altstadt vorfinde. Das Faszinierende an literarischen Texten ist für mich das Hintergründige, das auf den ersten Blick oftmals nicht ersichtlich ist.“

Katharina J. Ferner

lebt und schreibt seit 2009 in Wien. BA Slawistik (Russisch). Diverse Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien. Rezensentin für das österreichische Bibliothekswerk und SchreibeKraft. Redaktionsmitglied der Literaturzeitschrift &Radieschen, Begleitung des ADIDO (Anno-Dialekt-Donnerstag) in Wien. 2015 Nominierung für den Literaturpreis Wartholz. Debütroman „Wie Anatolij Petrowitsch Moskau den Rücken kehrte und beinahe eine Revolution auslöste“ im Verlag Wortreich. Aktuell arbeitet die Autorin im Büro der österreichischen DialektautorInnen und -archive. Redakteurin der österreichischen Dialektzeitschrift „Morgenschtean“. Juli bis September 2017 Stadtschreiberin in Hausach (Deutschland).

Hanna Rut Neidhardt

1986-91 Studium der interdisziplinären Kunst, Staatliche Hochschule für Bildende Künste Frankfurt am Main (Städelschule). 1992 Meisterschüler. 1991-93 Studienaufenthalte in Ghana, Westafrika; lebt und arbeitet in Frankfurt. Ornament und Serie / Zyklen, Ordnungssysteme; Origami-Faltungen; Aquarell; Malerei; Zeichnung; Fotografie; Film; Video; Installation; Arbeit an und mit Märchentexten; 2013 erste Prosatexte (unveröffentlicht). Buchpublikation „Rotkäppchen und Herr Wolf“, Bilderbuch mit Text, weissbooks.w. Ausstellungen im Großraum Frankfurt am Main; Kunst-am-Bau-Projekte, vertreten in öffentlichen und privaten Sammlungen.

Widmar Puhl

Geboren 1951 in Zell an der Mosel. Studium von Sprachen, Literatur und Philosophie in Köln. Lebt im Raum Stuttgart, arbeitet für Funk & Fernsehen (Hörspiele, Reiseberichte, Features), schreibt Kritiken, Gedichte („Wo der Regenbaum stand“, 1996) und Essays („Handfeste Luftschlösser – vom praktischen Nutzen der Utopie“, 2004; „Die Quellen des Zorns. Gefahr für Rechtsstaat und Demokratie“ 2015).

Leonard Schneider-Strehl

1996: geboren in Mannheim

2015: Abitur in Speyer

2015/16: Volontariat in Geva (Israel)

Gewinnertexte „Sprache und Elemente“

2016: Beginn des Studiums in Frankfurt a. M.
(Philosophie, Anglistik und Musikwissenschaft).

Christina Schößler

Geboren 1975 in Gütersloh; lebt und arbeitet als Literaturwissenschaftlerin und Kulturschaffende in Münster (M.A.). Nach dem Studium der Literaturwissenschaften, Philosophie und Kulturwissenschaften war sie in verschiedenen Bereichen der Kulturorganisation, der (inter)kulturellen Sozial- und Bildungsarbeit und im wissenschaftlichen Lektorat tätig. Ihre Schwerpunkte liegen in der Organisation (inter)kultureller Kunstprojekte, der Planung und Mitwirkung bei „cross-over“-Veranstaltungen aus den Bereichen Literatur, Musik und bildende Kunst. Neben Veröffentlichungen in Anthologien, Zeitschriften und im Hörfunk ist Christina Schößler seit vielen Jahren im Arbeitsbereich „Rhythmus und Entspannung“ und in einem eigenen afro-karibischen Perkussions-Ensemble unterwegs.

